

Erinnerungen und Erlebnisse!


Will probieren meine Herkunft, Erinnerungen und Erlebnisse aufzuschreiben, soviel ich denke dass es von Bedeutung ist und ich mich noch daran erinnere. Vielleicht interessiert es einmal später einen oder den anderen meiner Nachkommen; denn ich wäre auch froh gewesen, wenn ich mehr von meinen Vorfahren hätte erfahren können, als es mir möglich war. Geboren zu Steinseltz, einem Bauerndorf, bei Weissenburg im Elsass, am 26^{ten} April 1857, als Sohn von Michel Berth und Juliana geb. Freger und erhielt den Namen George, wie auch meine beiden Grossväter hiessen, die ich aber leider nicht mehr gekannt habe, da sie beide schon tot waren. Nur der Grossmutter, väterlicherseits, eine reb. Anna Maria Wolff, kann ich mich noch erinnern, wie ich ihr als fortgesprungen bin wenn sie mir das Gesicht waschen wollte. Meine lieben Eltern, die sehr arm, aber hlich und arbeitsam waren, hatten grade die schlechten, nassen Hungerjahre von 850 bis 1857 durchgemacht, als ich geboren wurde und mit meiner Ankunft auf dieser Welt, wieder bessere Zeiten mitbrachten. Der Vater war auch in Steinseltz geboren am 3^{ten} Nov. 1817, auch ein Hungerjahr, weil im Jahr vorher der Hagel alles erschlagen hatte in dieser Gegend und man damals noch keine Eisenbahnen hatte um Lebensmittel von weit her zu bringen. Mutter stammte aus dem Nachbardorfchen Oberhofen, geb. am 4^{ten} Nov. 1821. Wie schon vorhin erwähnt, sind die Grossväter früh gestorben und Vater hatte noch zwei Brüder und zwei Schwestern

(Fortsetzung auf Blatt 2.)

als Grossmutter Wittwe wurde. Damals war auch schon Soldatenzwang, aber nicht jeder Bub brauchte Soldat zu werden, weil das Land sie nicht alle brauchte und so war jedes Jahr ein Loostag für die Militärpflichtigen bevor der Mustering und wer da eine hohe Nummer zog, der war frei. Auch ein Wittfrau Sohn war frei. Hatte nun ein reicher Bursche eine niedere Nummer gezogen und sollte Soldat werden, so konnte er sich von den frei gewordenen einen kaufen und in seinen Platz stellen. Die Dienstzeit war sieben Jahre, das war ein congé. Des Vaters älterer Bruder namens Martin, war als Wittfrau Sohn nun frei, verkaufte sich aber und wurde Soldat; dadurch wurde Vater nun frei, verkaufte sich aber auch für 1100 Franken, um der Mutter auszuhelpen in ihrer Armut. Der jüngere Bruder George der dann frei war, verkaufte sich ebenfalls. Vater musste dann harte Zeiten durchmachen; denn als er ein Jahr in Frankreich einexerziert war, musste er mit seinem Regiment nach Afrika, wo die Franzosen Krieg führten mit den Maarrokanern um sie zu unterwerfen und er vier Jahre lang viele Schlachten und Entbehrungen mitmachen musste. Wie konnte er da, als später bei den langen Winterabenden den Leuten von seinen Strapazen und Erlebnissen erzählen, dass sie als gar nicht satt davon wurden, und er kam Winters im ganzen Dorf herum da er Hauschlächter war und den Leuten ihre Schweine schlachtete und die Würste machte. Weil ich nun grad vom Soldatenleben erzähle, will ich doch noch mitteilen was ich weiss von einem alten Pensionnaire der in unserer Nähe

wohnte und den ich gut gekannt habe. Er hieß Boal und hatte drei Congé bei
 den französischen Kanonieren gedient, das ist 21 Jahre lang. Dafür hat er nun jähr-
 lich 100 Franc Pension gezogen; dann hatte er noch den Stern anhängen, der ihm auch
 300 Franc jährlich eintrug. Dieses militärische Ehrenzeichen hatte er sich erworben
 als einmal Revolution war in Paris. Als sie zurückgeschlagen wurden da hatte er so
 viel Schnaps getrunken dass er sich nicht mit den Kameraden flüchten konnte und
 unter die Kanone fiel und einschlieff. Als dann später die Revolutionäre wieder
 zurückgeschlagen wurden und bei seiner Kanone durchkamen, da wurde er
 wieder noch durch den Lärm und sprang auf an seine Kanone und dafür bekam
 er auch den Stern weil er schon an der Kanone stand als seine Kameraden zurück-
 kamen. Dass er ein Held war, sahen wir dann später selber als im Jahr 1870, der
 Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach und er, als alter Soldat, sich
 in einem Gebüsch verkroch und sich dort mit Brod, Schinken und Schnaps versah,
 als die Franzosen gleich die erste Schlacht verloren und es hieß dass die Preussen alles
 umbrächten; denn wir wohnten grade da wo die erste Schlacht geschlagen wurde.
 Damals gab es noch keine landwirtschaftliche Maschinen, erst von 1870 an kamen
 sie so allmählich in Gebrauch. Alles wurde früher von Hand gemacht, das Getreide
 mit der Sichel geschnitten, da gab es als Kreuzweh und Winters mit dem Flegel ge-
 troschen, wo man als um zwei Ufr früh schon musste aufstehn um seine 108 Garben
 zu viert, oder neunzig zu dreien, fertig gedroschen und geputzt zu haben bis Abends

um vier Uhr Mit 16 Jahr alt musste ich auch schon dies mitmachen, den ganzen Winter über im Taglohn. Da hat er mir als geängstet morgens so früh bei der grossen Kälte. Die Wurzelfrüchte wurden von Hand gehackt und gehäufelt und das Heugras und Gummel mit der Sense gemäht u. s. w.. Jeder Bäuerlein pflanzte sich auch damals noch sein Stück Feld mit Hanf, wovon der Same zu Öl und die Stengel zu Garn und Tuch verarbeitet wurden. Dies war aber eine langwierige Arbeit. Erstens musste schon ein gutes Stück Feld dazu vorbereitet werden; als der Hanf dann ausgewachsen und der Same zeitig, wurde er ausge-
 rauft, gedort und gedroschen, dann die Stengel auf einer Wiese ausgebreitet zum setzen um nach etlichen Wochen wieder getrocknet, heimgefahren und gebrochen zu werden am Brühlflorj aussert des Dorfes, wo er am Feuer noch gut ausgedort wurde um die Fasern besser von den Stengeln los zu bekommen. Dann kam er zur Mühle wo er mit einem Mühlstein, der darauf herum lief, weich gerieben wurde und jetzt erst kam er auf die Kegelbank, wo verschiedene Kecheeln (Stahlkämme) grobe, feine und ganz feine angeschraubt waren um den Hanf durch zu ziehen. Da gab es dann Grobwerk, Feinwerk und zuletzt der Spinnhanf, was alles über Winter von den Frauen und Mädchen versponnen wurde. Das war als eine Lust und ein Leben wenn die Mädchen Nachts mit ihren Spinnrädern in die Kuntzelstube gingen, den feinen Hanf an den Kuntzeln mit schönen farblichen Leidenbändern gebunden, in der Mädchen und der Buben ihre Häuser und

wo sie sonst noch eingeladen wurden. Da spannen die Mädchen, die Mädchen schnurrten rum, und die Buben hinterm Ofen die guckten so dummi; dann wurde gesungen, dann wurde gelacht, und von den Buben manch Dummonheit gemacht. So geht schnell die Zeit rum und alles geht gut, bis dann der Nachtwächter, zehn Uhr huben tut. Wenn dann der Hausvater ein Schnäpsgen gebracht, wird schnell, in der Stube, ein Spiel noch gemacht; dann gehts auseinander, die Spinnstub ist aus, und Buben und Mädchen, gehn wieder nach Haus. Am Frühjahr wurde dann das Garn gebraucht, das heißt in Lauge gekocht, gewaschen und getrocknet, dann auf die Weberspulen gehaselt und zum Weber gebracht. In vielen Häusern schlafferte dann der Webstuhl und es hieß: Schifflein, Schifflein, schnell hinüber, tummle, tummle, tummle dich, schnell ist dann die Brück vorüber, und der Weber freuet sich. Will nicht schelten, will nicht fluchen, wenn ich Fäden knöpfen muss; sondern still den Faden suchen, fluchen mehrt ja den Verdruß! Das Tuch wurde dann über Sommer noch tüchtig gebraucht und gebleicht um am nächsten Winter verbraucht zu werden, das grobe Wergtuch zu Kleiderstoff und das feine starke Hanftuch für Tischtücher, Betttücher, Hemden u. dergl. - Jetzt will ich aber auch noch aufschreiben wie man damals als noch gefuhrwerk hat. Damals hatte man noch beim Bindvieh das Doppeloeh in Gebrauch, ein Querholz  das zwei Stück Vieh über den Kopf, hinter den Hörner, legt und mit laugen Riemen, über Stirn und um die Hörner, festgebunden

wurde, mit einem Loch in der Mitte wo die Wagen oder Karren Deichsel hindurch kam. Das war eine Thierquälerei im Sommer, wenn als die Mücken und Bremsen tobten und das arme Vieh sich gar nicht verteidigen konnte, als nur mit dem Kopf auf und ab zucken. Besonders noch wenn es an dem zweirädrigen Karren mit der feststehenden Deichsel gespannt war und ihn in gefährliche Schwingungen brachten für den der darauf stand in Heu und Getreideernte beim Heu und Garben aufladen. Bis 1870 waren dann die zweirädrigen Karren alle verschwunden und auch die Doppelloche wurden von da an, eines um das andere zum alten Gerümpel geworfen. Damals sah man auch noch viele offenstehende Brunnen, nur mit einem drei Fuß hohen steinernen Pfauft umgeben, wo das Wasser mit einem Eimer an einem hölzernen Hacken, oder an einem Seil, herauf geholt wurde; wo uns unsere Eltern immer davor warnten und Angst zu machen suchten, indem sie uns sagten, es sei ein Hackenmann drin und wenn man hinunter gucke, so hole er einen mit seinem Hacken hinunter.

Nun wollen wir aber ein anderes Kapitel anfangen, das Altertum in Ruhe lassen und in jüngere Zeiten übergehen. Eines meiner ersten Erlebnisse, das mir noch gut gedenkt, war die erste Hochzeit der ich beiwohnen durfte, da mich mein Vater mitnahm zu der Hochzeit von seinem Cousin Martin Wolff. Wie war ich da so stolz mit meinem Sträuschen an der Klappe. Auch habe ich es nie vergessen, wie mich meine Schwestern einmal an Schulmeisters Apfelbaum //

7

schickten um ihnen Äpfel zu holen die sie beim Spiel gebrauchten; denn wir wohnten grad neben dem Schulgarten und der Apfelbaumes beladene Äste hingen herunter bis schier zum Boden. Kaum hatte ich aber da angefangen Äpfel los zu rupfen, so stand auch schon der alte Feldhüter Lorenz hinter mir, der sich ganz unbemerkt heran geschlichen hatte und mir nur den Hinteres gerbte dass ich noch lange Respect vor ihm hatte. Er war ein guter Feldhüter und alle jungen Buben fürchteten ^{ihn}. Wie gab es da manchmal eine Hetzjagd wenn als die Hirschen zeitig waren und so ein paar Buben sich auf die Gemeinde = Kirschbäume, vor dem Dorf draussen, geschlichen hatten und der alte Lorenz sie überraschte; da wurden nicht mehr lange die Holzschuhe angezogen, wenn sie noch rechtzeitig über den Baum herunter kamen, sondern in die Hände genommen und wenn auch dazu keine Zeit mehr war, im Stiche gelassen und nichts wie los; denn wehe dem den er erwischte, der hatte nichts zu lachen.

Meine ersten Freiheitsjahre, bevor die Schulzeit anging, verlebte ich meistens in Gesellschaft eines gleichalterichen cousin, Jacob Aberth.

Oft muss ich noch denken, an die Kinderjahre, - Wie ich da so glücklich und sorglos als war; - Doch als ^{mir} die Zeit kam, wo es zur Schul ging, - Auch Kummer und Sorgen, mit lernen anfing. = 2. Als ich noch ein Knirps war, kaum sechs Jahre alt, - Da musst ich zur Schule, und zwar mit Gewalt; - Ich schwelgte am Graben ein Weiber mit Drech, - Da holten die Schwestern,

vom Spiele mich weg. = 3. Komm Brüderchen, musst jetzt, zur Schule mitgehen; - Doch wollt ich der Schwestern Befehl nicht verstehen; - Da packten mich beide, auf jeder Seit ein, - Und schleppten mich strampelnd, zur Schule hinein. = 4. Der Lehrer der kam dann, zur Hilfe herbei, - Und setzt mich ind' Bank neim, zu meiner Abscheu; - Doch traum er, den Rücken, von mir hat gewandt, - Ich auch schon, im Laufschrift, zur Thür raus verschwand. = 5. Ich bin nun kein Kind mehr, die Jahre vergehn, - Das kann man am Kahlkopf, und Gang mir ansehen; - Doch träumend ich oftmals, mich fühle als Kind, - Mit Eltern und Schwestern, mich glücklich befind. = 6. Das Elterlich Häuschen, im Hof der Birnbaum, - Das seh ich noch manchmal, so schön in dem Traum; - Auch Äpfel und Birnen, im Garten so schön, - Und Zwetschen und Kirschen, die kann ich dort sehn. = 7. Es brachte das Leben mir manchen Genuss, - Doch manchmal auch wieder, viel Leid und Verdruß. - So geht es im Leben, man kommt und man geht, - Drum tu darnach streben, was ewig besteht. = 8. Ich ging lang zur Schule, war lang in der Lehr - Und sträub mich, und strampel, von nun an nicht mehr; - Die Schule bald aus ist, ich geh nun gebückt, - Will fügen mich stille, wie Gottes mir schickt!

Die Schulzeit dauerte vom sechsten bis zum vierzohnten Lebensjahr. Wir hatten einen tüchtigen Schullehrer, den alten Vater Zittel, den ich in ehrendem Andenken

behalte, obwohl er sehr streng war und auch mir manchmal den Hintern traf.
 Wir lernten deutsch und französisch mit einander; denn das Elsass war ja ganz
 deutsch, obwohl wir zu Frankreich gehörten. Die Buben die Soldat wurden, lernten
 dort erst französisch sprechen; dann zu meiner Zeit fing man an, in den Schulen
 französisch zu lernen. Im Jahr 1870, als ich dreizehn Jahr alt war, brach dann der
 Krieg aus zwischen Frankreich und Deutschland. Wir Kinder waren gerade am Leh-
 ren lesen beim Schafbuschhof, an der Landstrasse, als die Franzosen angerückt kamen,
 anfangs August; denn die Ernte war sehr früh in diesem Jahr. Da sah ich zum ersten
 mal schwarze Menschen; denn das erste Regiment das angerückt kam, waren Turkos,
 schwarze Afrikaner. Als sich dann die verschiedenen Truppenteile ausgebreitet hatten
 zum Hinuakriegen, da gab es Leben und Durcheinanders in der Umgegend und in
 den Dörfern umher durch die Soldaten, die gleich Jagd machten auf die herumlau-
 fenden Hühner und Gänse und mit nahmen was sie erwischen konnten. Auch
 in unserem Rebberg richteten sie Verwüstung an, indem sie, die damals noch mit
 Holz aufgemachte Reben, niederrissen und das Holz in ihr Lager schleppten um Feuer
 damit zu machen. Mein Vater prophezeite ihnen gleich, dass sie den Krieg verlieren,
 denn, sagte er, da ist keine Disziplin und keine Ordnung, und so kam es auch.
 Der General quartierte sich in unserem Dorfe, in der Wirtschafft zur Sonne, ein, und
 war nicht bereitet gleich den Krieg anzufangen, da er nur mit einer Armeedivision
 gekommen war; aber schon am nächsten morgen, dem 14ten August, schlich sich

eine Abteilung der schwarzen Afrikaner, heimlich und ohne Commando, durch den Weissenburger Reiberg, über die Landesgrenze und griffen die dort postierten bayerischen Vorposten an, die sich aber zurückzogen. Der General, mit Namen Douci, hatte sich gerade sein Frühstück bestellt, und die Infanteristen waren schon wieder auf der Hühner- und Gänsejagd begriffen, als die Schieserei anfing. Alles horchte auf! Die Soldaten stellten ihre Hühnerjagd ein und rannten ins Lager zurück zu ihrem Truppenteil; der General schickte eine Ordonanz aus um zu erfahren was los sei, die gleich wieder zurückkam mit der Meldung dass die Schlacht begonnen habe. Da war es dem General nicht mehr ums frühstücken, er lies schnell sein Pferd satteln, das er zitternd bestieg um auf die Anhöhe zu seinen Soldaten zu eilen. Derweil hatte aber die Schieserei rasch zugenommen, denn eine Abteilung nach der anderen, mischte sich schnell in das überraschende Gefecht ein, und als der General Oben ankam, war die Schlacht schon in vollem Gang. Er war aber noch nicht weit über die Ebene Oben geritten, als ihm auch schon eine feindliche Kugel traf und tödete; denn die Bayern kamen gar schnell angerückt und waren schon ganz in der Nähe. In wenig Stunden waren nun die Franzosen auf voller Flucht, verfolgt von einer Bayerischen und von einer Preussischen Armee und die Turkos die so mutwillich und eigenmächtig dem Streit angefangen hatten, liefen nun am schnellsten davon. Abends vorher sahen wir sie noch um ihr Lagerfeuer herumtanzen, in der frohen Meinung dass sie den

Deutschen nur brauchten so nach zu jagen bis nach Berlin, wie wenn man auf der Hasenjagd wäre. Die ganze französische Armee war verlottert, Fucht und Disciplinlos und so ging ihnen denn auch eine Schlacht nach der anderen verloren, obwohl sie modernere Geschütze hatten als die Deutschen.

Dies war nun die erste Schlacht von Weissenburg-Loisberg am 4^{ten} August 1870. und am 6^{ten} August folgte schon die zweite von Wörth-Fröschweiler, wo der stolze General Mac-Mahon, den Deutschen, mit einer ganzen französischen Armee gegenüber stand, und wo es nun auch hartnäckiger und noch grausamer zugeing als bei Weissenburg. Aber trotz wütendem Widerstand ging die Schlacht den Franzosen doch wieder verloren. Wer solches einmal gesehen hat, der hat keine Lust es noch einmal zu erleben. Wie grausam, wenn Menschen die doch alle Brüder sein sollen und ihr Leben lang sich nie was zu Leid getan haben, einander so wütend gegenüber stehen, zumal wenn es zum Handgemenge kommt wie dort bei Fröschweiler, wo die Bayern und die Türkos, mit den Bayonnetten, Aug in Auge, lange mit einander kämpften und sich gegenseitig abschlachteten. (Schrecklich, grausam, unmenschlich!!!) So ging den Franzosen eine Schlacht um die andere verloren, bis die Deutschen in Paris waren und der französische Kaiser Napoleon in Deutschland, als Gefangener. Das Herz tut mir heute noch weh, wenn ich an die armen Verwundeten denke, die ich auf dem Verbandplätzen sammern hörte und sah wie sie zugerichtet waren und

die Verwüstung sah auf dem Schlachtfeld, wo die Bürger des Dorfes mussten helfen die Toten begraben, die in ihrem schwarz gewordenem Blut, und von der grossen Hitze aufgetriebenen Leiber umher lagen und nun in dasselbe Grab gelegt wurden. Deutsche und Franzosen zusammen.

Nun will ich noch etwas aufschreiben, wovon ich aber nicht gern erinnere, das mit dem Krieg 1870 im Zusammenhang werden sollte, aber durch Gottes gnädige Fügung nicht zur Ausführung kam, sondern vereitelt wurde; nämlich, wie sich die Katholiken vorgenommen hatten, alle Protestanten und Juden niederzumetzeln, wie sie es früher schon einmal in Frankreich ausgeführt hatten.

Jeder man weiss ja von der schrecklichen Bluthochzeit, wo 30,000 Protestanten in der Bartholomeus-Nacht, hinterlistig und grausam hingemordet wurden und der Papst daraufhin Freude und Dankgottesdienste anordnen liess. Die Kaiserin Eugénie, Napoleons Gattin, war nämlich eine intime Freundin der Jesuiten und Bischöfen und im Einverständnis mit ihnen, die Protestanten aus Frankreich zu vertilgen sobald der Krieg gewonnen sei, wovon ja gar nicht zu zweifeln war. Aber es kam ganz anders; denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr! In unserem Dorf wohnten damals nur sechs oder sieben katholische Familien, lauter arme fanatisch verdummte Leute, die hatten schon im voraus die schönsten Häuser des Dorfes, sowie auch die Güter unter sich geteilt und freuten sich auf den Tag wo es dann

Losgehen sollte. Dazu hatte sich am Tag vor der Schlacht, eine Abteilung Türkos um unsere Kirche herum gelagert und sobald die Schlacht gewonnen, wollten unsere Katholiken sich alle des Nachts in der Kirche versammeln und die Türkos sollten dann von Haus zu Haus einbrechen und umbringen was sie vorfanden. Wir kamen als Kinder, mein cousin mit mir, öfters in die Werkstatt eines katholischen Drechslers, weil wir unter dem Abfällen dort, noch Spielzeug für uns herausfanden und wie oft hat der uns als das Messer an den Hals oder auf die Brust gesetzt und so recht mit Mordgier hinzugefügt: Soll ich dir das Häusel durchschneiden oder, soll ich dich metzeln, du Ketzer! Das waren angstvolle Tage für uns; als dann aber die Franzosen sich flüchten mussten, da meinten sie, jetzt ginge es an sie und deshalb versteckte sich auch der alte Pensionnaire so, von dem ich im anfang meines Schreibens schon gemeldet habe, weil er auch Katholisch war.

Am Palmsonntag des Jahres 1871 wurde ich mit gleichaltrichen Knaben und Mädchen aus Steinseitz, Oberhofen und Bött, in der Kirche zu Steinseitz konfirmirt, durch unseren Ehrwürdigen Pastor Camille Tournier. Ich habe diese feierliche Handlung mein Lebenlang nicht vergessen, und wie ich die erste Frage: "Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?", zu beantworten hatte; denn ich war der Jüngste der Konfirmanden, neun Knaben und sechs Mädchen. Wir waren dem Alter nach aufgestellt. Auch meinen Geleitspruch habe ich noch

nicht vergessen; er steht Psalm 34, im ersten Vers: "Ich will den Herren loben allezeit; sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein!" Was ich aber nicht immer getan habe. Mein Lehrer wollte nun durchaus haben dass ich weiter lernen sollte mit einem Kameraden, einem Neffen des Lehrers, Friedrich Stephan, aus der Dorfmühle; ich wollte aber nicht, denn ich hatte keine Freude am lernen, nahm mir aber immer vor, einmal Soldat und dann Gendarm zu werden. Ich meinte wunder wie schön es doch die Soldaten hätten und ahnte nicht wie man da exerzieren, putzen und flicken muss; und wenn man am Abend noch so dreckich, nass und zerrissen, vom Dienst heim kommt, am andern morgen doch wieder alles glänzen und ganz sein muss. Dazu noch bei der Cavalerie, wo Saur und Sattelzeug noch zu putzen ist, und die Pferde selber, wie müssen die jeden Tag zweimal fein geputzt sein, die Hufe gewaschen und geschmiert mit Fett, die Klugen und sogar das Anschloch noch abgewaschen. So blieb ich denn daheim bei den Eltern bis ich achtzehn Jahr und fünf Monate alt war, wo ich am ersten Oktober 1875 zum Militär einrücken musste, dahin ich mich als dreijährich freiwilllicher hatte anwerben lassen. Und genoss nun in Strassburg, während zweier Jahre, das schöne Soldatenleben, mit noch zwei Kameraden, die auch mit mir eingetreten waren; der eine, Peter Reilmann, aus Steinsele, und der andere, Fritz Eifried, aus Rott. Diese beide leben schon lange nicht mehr, sind beide jung gestorben.

1. Oft schon hab ich dran gedacht, wie ich die erste Nacht verbracht.
 Auf dem Lager ausgestreckt, mit einem Teppich zugedeckt;
 Unter mir ein Haub voll Stroh, solch Bett hatt ich sonst nirgendwo.
 Wie die Wangen voller Wut, aussaugten mir das junge Blut;
 Dass ich am Morgen, voller Knollen, die Augendeckel ganz geschwollen,
 Aufstand, nach der ersten Nacht, die ich mit Wangen zugebracht.

2. Da vergeht einem der Mut, wenn es gleich so anfangen tut
 Und wie wurde mir so bang, als dann zum ersten mal erklang
 Der Trompete greller Ton, früh morgens, lang vor Tage schon,
 Und wir schnell, dann mussten all, zum Pferdeputzen, in den Stall;
 Nachher gab's dann eine Kaffeebrüh, wie ich ~~ni~~ ^{nie} vorher, geschmeckt hat ~~nie~~ ^{nie},
 Dann ging er zum Dienste ran, so fing's Soldatenleben an.

Wär gleich gerne desertiert, hätt mich nur einer angeführt;
 Doch wo wollte ich auch hin? Da gab es leider kein Entflieh'n!
 Bist jetzt da, musst machen mit, ob dir's gefällt, oder auch nit;
 Geht er auch recht hart und schwer, du bist beim Mütterlein nicht mehr!
 Musst halten aus, ob kalt oder warm, sonst gibst du nie, ein rechter Gendarm!
 Doch anders als ich gedacht, hat aller sich, nachher gemacht.

Nach einem Jahr wurden unser beider Steinselzer, Väter krank und sie

sie liessen beide ein Bittgesuch machen uns uns wieder heim zu bekommen, und weil wir das Zeugnis einer guten Führung bekamen, so wurde auch das Bittgesuch angenommen und wir kamen beide mit zwei Jahren los, anstatt der drei, und dazu noch, wurden wir als Reserve-Unteroffiziere entlassen; denn wir waren schon mit einem Jahr Dienst zum Gefreiten befördert worden.

Wem Gotte ein treues Weib bescheert, das Tugend, Zucht und Glauben ehrt,
Der hat den schönsten Schatz allhier, und kann sich freuen für und für;
Ihr Mann hat Rat und Trost von ihr, sie ist sein Herzenslust und Lier,
Ist seine Freundin und sein Hort, an ihn geknüpft mit Gottes Wort!

Als ich nun wieder im zweiten Jahr daheim war und mein 22^{tes} Jahr zurüchgelegt hatte, trat ich in den Ehestand mit Margaretha Salomea geb. Biegler, 20 Jahre alt, am 17^{ten} Juni 1879. Sie war die Tochter von Jacob Biegler und Dorothe geb. Schau und wohnte mit der Mutter allein, da der Vater schon vor etlichen Jahren gestorben war und der Bruder Martin, der sechs Jahre älter war wie sie, das Haus verlassen hatte. Er hatte durch sein leichtsinniges Leben, nach der Vaters Tod, und einem langwierigen Prozess, alles verschuldet und liess nun alles im Stich, verheiratete sich und zog mit seiner Frau nach Paris, wo er Lohnkutscher wurde. Die Güter hatten sie mit einander geteilt und Haus, Hof, Vieh, Ackerbaugerät und Hausgerät übernahmen wir für

die vorhandenen Schulden. Die Mutter hatte noch Schwester und
 Bruder, die beide taubstumm waren, im Haus nebeneinander wohnen und noch
 zwei Schwestern im Dorf mit Familien. Die beiden Taubstummen waren die
 ältesten der fünf Geschwister und hausten mit einander. Der Bruder (Martin)
 Schau, der älteste, war bereits 68 Jahre alt als wir heiratheten und die Schwester Mar-
 garetha war zwei Jahre jünger. Die Eltern hatten dem beiden, neben ihrem Theil
 Güter, noch das Wohnhaus mit Hofgerechtigkeit dazu, verschrieben, um sie vor Ueber-
^{judicial} vorteilung seitens der Geschwister zu schützen; denn sie sahen wohl schon zum vor-
 aus wie die Geschwister mit ihrem verfahren würden nach ihrem, der Eltern, Tod.
 Weil nun die beiden im Dorf wohnenden Schwestern und ihre Familien, nicht die
^{dominant} Bevormundung über sie erhalten konnten, so stahlen sie ihnen was und wo sie nur
 konnten. Das machte aber die beiden taubstummen sehr böse und feindselig und
 sie liessen die Schwester neben ihnen und Kinder als ihre Erben einführen, was
 diese auch annahmen und nun zu dem langwierigen Prozess, wie vorhin schon
 gemeldet, den Anlass gab: denn die zwei anderen Schwestern stellten Klage dagegen.
 Nach langem Verhandeln vor Gericht endete endlich der Prozess mit vielen Unko-
 sten, dass die zwei taubstummen mit ihrem Eigentum schalten und walten kön-
 nen nach belieben, so lange sie leben; dass aber nach des letzten Tod, das ganze
 Vermögen muss gleichmässig verteilt, an sämtliche Erben der Familie, werden.
 Man durfte aber den beiden nicht zu wissen tun dass die anderen auch einmal
 you couldn't let the 2 of them know that the others also once

^{share of their estate} Anteil von ihrem Nachlass haben würden und sie haben es auch nie
^{learned} erfahren und ^{believed} meinten ganz ^{confidently} zuversichtlich dass wir nun alles von ihnen
^{retained} behalten dürften. So arbeiteten wir nun alle unsere Feldarbeit gemeinsam mit
 einander und kamen allezeit gut mit einander zurecht. Bis jetzt hatten die
 beiden, Onkel und Tante, wie ich sie von jetzt ab nennen will, ihren Ackerbau selb-
 ständlich mit einander betrieben, hatten immer zwei Kühe und zwei oder drei Stück
 Jungvieh dabei, züchteten jedes Jahr ihre zwei Schlachtschweine, hielten Hühner und
 Gänse und Hund und Katze. Von den Kühen hatten sie ihre Milch und benützten
 sie als Zugvieh. Der Onkel konnte verschiedene Laute ausstossen, das seine Kühe
 beim fahren und sicheren ganz gut verstanden und ihm gehorchten. Jedes Jahr
 pflanzte der Onkel auch ein Stück Feld mit Hanf an und verarbeitete ihn selb-
 ber bis zum Tuch. Er hatte seinen Hanfbrecher, Dulle genannt, seine eigene Hechel-
 bank um den Hanf zu hecheln und seinen Webstuhl, darauf er das Tuch verfer-
 tigte, wenn die Schwester den Hanf und das Werg über Winter, gesponnen hatte.
 Sogar machte er noch selber seine eigenen Kleider von dem Wergenen Tuch, das er
 zuvor blau färben liess. Damals wusste man noch nicht viel von dem Baum-
 wolltuch und dem farblichen Kerdenstoff. Erst als dieses aufkam, liess der
 Hanfbau allmählich ganz nach und die Webstühle verschwanden aus den
 Häusern. Eine neue Zeit brach an. Das alte ist vergangen, siehe es ist alles
 neu geworden. So auch bei uns, indem wir in den Ehestand eintraten.

Psalm

128

19

Wohl dem, der fürchtet Gott den Herrn, und geht auf seinen Wegen gern;
Der seine Arbeit fleissig tut, wohl solchem Mann, der hat es gut,
Denn wie ein Weinstock fruchtbar fein, wird dir dein treues Weib dann sein
Und in dem Haus, um deinen Tisch, wie Delzweich, Kinder froh und frisch.
So wird gesegnet sein der Mann, der Gott dem Herrn vertrauen kann,
Wirst deine Kinder glücklich sehen, und darfst im Frieden einst Heim gehn!
Es folgten nun etliche glückliche und gesegnete Jahre, wenn auch mit vieler
Arbeit und mancherlei unerwünschter Zwischenfälle. Am 17^{ten} März 1880,
wurde uns der erste Sohn geboren, den wir ^{James} George Martin nannten und am 31^{ten}
Mai 1881 folgte schon der zweite, namens Fritz; dann kam Heinrich Jacob am
25^{ten} April 1884, dem ein Töchterlein, Maria Salomea folgte, am ersten September
1885. Dann kam Dorothe Juliana, am 30^{ten} Juni 1888, und am ersten Nov.
1890 kam der Martin Michael an. Nun folgte noch ein Sohn, Louis Philippe
am 15^{ten} März 1892, und eine Tochter Carolin Magdalena am 12^{ten} Dezember
1893. — Das war kein leichtes Kinderspiel, denn Sorg und Arbeit gabs da viel.
In dieser Zwischenzeit starb die taubstumme tante Margaretha Schau im Alter
von 75 Jahren und der Schwager, Motters Bruder, in Paris, erst 36 Jahre alt.
Im Jahr 1890 liessen wir unser Wohnhaus abreißen und wieder neu aufbauen,
es war ungefähr so 150 Jahre alt und früher ein zweifamilien Haus. Später bau-
ten wir noch neuen Bindviehstall, neue Schweineställe und neuen Holzschuppen.

Das waren harte Arbeitsvolle Tage für Mutter und für mich; denn neben der Feldarbeit und den Kindern, musste Mütterlein noch immer für die Handwerksleute kochen; Zimmerleute, Maurer, Schreiner und manchemal noch Tagelöhner. Während ich alles Baumaterial herbei schaffen musste, wie Sand, Kalk, Bausteine und Bauholz; denn dort und damals war nicht so bequem zu bauen wie hier in Amerika, da musste man die rauhen Steine im Steinbruch holen und die Baumstämme in den Waldungen, was die Maurer und die Zimmerleute dann erst zurecht machen mussten bevor sie es gebrauchten. Wie manchemal hatte ich da schon einen Wagen voll herbeigeholt, morgens früh bevor die Handwerksleute kamen. Zum bauen bekam ich Geld gelehnt so viel ich nötig hatte, zu 4% Zins jährlich; denn ich war bekannt, immer pünktlich und gewissenhaft zurück zu zahlen wo ich schuldig war. - Nun waren wir glücklich als wir ins neue Haus einziehen konnten um darin zu wohnen und unsere schöne Stallungen dabei hatten, und ahnten nicht wie kurz dieses Glück sein sollte! Drum lieb so lang du lieben kannst, o lieb so lang du lieben magst: Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du am Gräbern stehst und klagst!

Im April 1894 starb mein liebes Mütterlein, 72 Jahr und fast sechs Monate alt und bald darauf auch meine jüngste Schwester, die etliche Jahre lang Lehrerin war, sich dann verheiratete und nach kurzem Ehestand, erst 35 Jahre alt, starb und dem Gatten, der Evangelist war, ein Söhnchen hinterliess. Dann war es

am sechsten Mai 1897, als wir morgens früh aufstanden unser Tagewerk zu beginnen und ich wie gewöhnlich in den Stall ging das Vieh zu füttern und zu putzen und Abütterlein derweil das Frühstück zubereitete, als ich aus dem Stall zurückkam, sie mir klagte dass sie so schlecht fühle und nichts tun könne; da rief ich ihr sich wieder niederzulegen und wenn ich aus dem Feld zurück komme und es nicht besser sei, so rufe ich den Dochter. Ich fuhr dann hinaus ein Stück mit Gerste zu sähen und als ich gegen Mittag wieder zurückkam und es nicht besser, sondern schlimmer war, da lies ich gleich den Dochter kommen, der sofort Lungenentzündung feststellte. Tags zuvor hatten wir noch so vergnügt und gesund ein Stück Potriübsamen, mit allerlei Sorten Gemüse darcin, mit einander gepflanzt, wo wir am Abend spät davon heim kamen und uns gesund zur Ruhe niederlegten. Nun wich ich nicht mehr von ihrer Seite um sie pünktlich mit der verordneten Medizin zu versorgen, der Dochter kam jeden Tag; aber alles war vergeblich, am neunten Tag musste ich ihr, mit blutendem Herzen, die lieben treuen Augen zudrücken. Sie war grad 38 Jahre alt; am 14ten Mai Geburtstag und am 15ten Todestag. 1859-1897. - Als man sah dass keine Hoffnung mehr war und es bald zu Ende gehen könnte, da führte ich ihr unsere acht Kinder, im Alter von 3½ bis 17 Jahren, nochmal an ihr Sterbett um Abschied von einander zu nehmen. Das war eine harte, grausame Stunde für mich! Wenige Stunden nachher entschlief sie sanft und selig.

Mein Gott ich bitt, durch Christi Blut: Machs auch mit meinem
 Ende gut! - Am liebsten wäre ich aber nun auch gleich mit gegangen!
 Mehrere junge starke Männer wurden in derselben Zeit, von dieser heim-
 tückischen Krankheit dahingerafft, während alte, davon wieder genesen.
 Obwohl ich nun trostlos und niedergeschmettert war, so war mir doch dies noch
 eine Beruhigung, dass Heütherlein nicht schwer zu leiden hatte. In den letzten
 Tagen noch, erklärte sie mir sogar, dass sie ganz gut fühle und aufstehen könnte
 wenn ich es ihr erlauben täte. - In dieser schweren Zeit hatte ich eine grosse Hilfe
 und Unterstützung an meinen beiden älteren Schwestern, dieselben die mich
 einst am ersten Schultag zur Schule geschleppt hatten und die mir nun treulich
 beistanden. Die älteste Schwester Catherine die Diakonissin war im Diakonis-
 senhaus Straßburg, nahm von dort für eine Zeitlang Urlaub, und die zweit
 älteste, die Wittfrau war, aber ohne Kinder, die blieb ganz bei mir, sowie auch
 mein alter Vater. Diese beiden letzteren waren grad zwei Jahre lang bei dem
 Schwager gewesen, dem meine jüngste Schwester, als Frau, gestorben war und
 hatten ihm ausgeholfen bis er sich jetzt wieder verheiratet hatte. Von meiner
 alten Schwiegermutter hatte ich keine Hilfe, sie war ganz bei ihrem taubstum-
 men Bruder im Nebenhaus, da er ja auch allein war seit die andere Schwester
 gestorben war. Alles andere hielten wir aber immer noch gemeinschaftlich.
 Alles konnte mir aber meinen Heimwehschmerz nicht wegnehmen, der

der, besonders des Abends, wenn alles stille um mich her wurde, sich mit
doppelter Gewalt einstellte und mich manchmal die ganze Nacht nicht ein-
schlafen liess. — Es schläfet alles um mich her, ich sitze noch allein,

Mit wundem Herzen, traurich schwer, beim trübem Lampenschein.

Ich bin so müd; so matt mein Herz, vor Heimweh und vor Gram,

Kein Mensch kann fühlen meinen Schmerz, der plötzlich auf mich kam.

Vor wenig Wochen, ach wie schön! War Mütterlein noch da;

Dann aber, wars gar schnell geschehn: das Schreckliche so nah.

Am einem morgen Mutter klagt: "Heut kann ich nicht aufstehn!"

Ich hab zwar den Versuch gemacht, doch kanns unmöglich gehn!,"

Der Tochter dann sein Möglichst tat, ich nich nicht mehr von ihr,

Doch langsam schon der Tod sich naht, mit grimmicher Begier.

Nun ruht sie sanft im Grabe schon, erlöst von aller Not,

Erwartet uns vor Gottes Thron: "Wär ich nur auch schon tod!"

So schlaf denn sanft, liebs Mütterlein! Gott segne deine Ruh!

Weil du nicht mehr darfst bei uns sein: "O meine Liebe du!"

Um mich versammelt, traurig stehn, acht Kinder, gross und klein:

Was soll denn nun mit euch geschehn, ihr lieben Kinderlein?!

Doch Gott, der Vater, schläfet nicht, ist stets zur Hilf bereit;

Er weiss ja wohl was uns gebriht, und hilft zur rechten Zeit

Drum auf mein Herz, ermaunt dich, fass wieder frischen Mut!
 Gott strafet wohl, doch väterlich, meint er es dennoch gut!
 So musste ich mich denn in mein schweres Schicksal fügen, obwohl ich mir manch-
 mal nicht zu rathen wusste, was und wie nun anfangen; denn meine älteste
 Schwester musste wieder ins Diakonissenheim zurück, als ihre Urlaubszeit abgelaufen
 war, und die andere Schwester war nicht besonders gesund und stark. So wie
 meine liebe Frau halt war, so trifft man nur wenige an. Im Feld arbeitete sie wie ein
 Mann und im Haus verfertigte sie die feinsten Näh, Häckel und Stickerarbeiten.
 Haushalten und Kochen war ihr eine Lust gewesen; denn alles ging ihr von Hän-
 den, immer guten Mutes und freundlich. -- Ein Jahr nach der Mutter Tod, liess ich
 den drittältesten Sohn Henry, nachdem er konfirmirt war, nach Amerika ziehen.
 Freunde, die vor etlichen Jahren dahin ausgewandert waren und nun auf einer
 Farm, bei Creston Ohio wohnten, hatten mir geschrieben, ihnen zwei meiner Kin-
 der zu schicken. Weil aber keiner der anderen Lust dazu hatte, so ging er allein.
 Das Herz blutete mir zwar als ich ihn so allein, noch so jung, musste in die weite Welt
 hinaus ziehen lassen und Abschied von ihm nahm; er aber zog frohen Mutes und
 singend seiner Wege. Fürsorglich hatte ich ihm seine Bestimmungs Adresse auf
 die Brust befestigt, damit ihm jeder man zurecht helfen könne und so kam er auch
 glücklich und wohl erhalten dort an. -- Anfangs Jahr 1849 starb nun auch der
 'aubstumme Onkel, 88 Jahre alt und sein Haus Hof und Güter wurden

nun versteigert und der Erlös davon, an die drei noch lebende Schwestern,
 gleichmässig geteilt. Das Haus mit Hof und Garten ersteigerte ich selber um
 keinen bösen Nachbar zu bekommen. Um diese Zeit herum bekam ich einen
 Brief aus Paris, von meines Schwagers Frau, mit der Nachricht dass es ihr dort so
 schwer sei durchzukommen mit ihrem drei Kindern, seit ihr Mann gestorben sei,
 und ob ich ihr nicht könnte eine Wohnung besorgen, hier bei uns im Dorf; da
 käme sie doch billiger durch als in der Stadt und für die Kinder wäre es auch ge-
 sünder. Mein alter Vater riet mir aber gleich davon ab und meinte, da könnte ich
 einmal meinem schönen Dank dafür bekommen; denn er wusste gar wohl, von
 was für einer zornigen bösen Familie diese Frau abstammte. Ich aber konnte nicht
 so hartzig sein, denn es waren doch meiner lieben Frau ihres Bruders Kinder und
 ich antwortete ihm: Komme es nun wie es wolle, ich lass sie kommen; denn ich
 täte mir im Gewissen daraus machen wenn die Kinder in Paris verderben täten.
 So liess ich sie denn kommen und in das Haus wohnen, wo ich von Onkel Schaw er-
 steigert hatte; die Scheune konnte ich ja doch benutzen, da sie keinen Ackerbau
 hatten. Die Schwieger oder Grossmutter blieb bei ihnen wohnen.

"Es ist nicht gut Frieden halten auf dieser Welt,

Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt! — Doch noch schlimmer
 als ein böser Nachbar, — ist, eine böse Nachbarin voller Haas und List!"
 Das musste ich im vollem Mase erfahren; denn grad mir gegenüber wohnte

solch einer. Als ich mich nämlich nicht mit ihr abgab wie sie es wollte, da wurde sie wütend über mich und suchte mir zu schaden wo und wie sie nur konnte und mich zu verdächtigen wo sie damit ankam; so dass ich ich ihr zuletzt noch den Durchgang durch meinen Hof, den sie fast täglich benützte, verbieten musste. Nun wendete sie ihre Freundschaft der Grossmutter und der Parisern zu, um ihre Lügen und ihre Schickanen dort anzubringen, was ihr auch vortrefflich gelang; denn die alte Frau wurde nun so wüst zu uns, dass mein alter Vater und meine Schwestern sich vor ihr fürchteten und ihr aus dem Wege gingen, wenn sie sie nur sahen herüber kommen in unser Haus. Bis jetzt hatte ich ihr nämlich das Haus offen gehalten, um sich holen zu können was sie wollte oder brauchte. — Einmal, an einem schönen Sonntag, lieten mich meine Schwestern, sie nach einem ziemlich entfernten Nachbardorf zu fahren, um Besuche dort zu machen. Als ich da im Stall war und das Pferd zurecht machte kam sie auch wieder herüber und frag mich gleich was ich vor hätte, da sagte ich es ihr dass meine Schwestern nach Humpach wollten. Da fing sie an zu schimpfen über die Schwestern dass die nur spazieren fahren wollen und über dem Vater weil ich den auch noch halten und füttern müsse sammt den Schwestern; dann kam sie an mich und beehrte mich mit allen nur möglichen Schimpffnamen und dass ich den alten Onkel vergiftet habe und dergleichen mehr. Ich gab ihr keine Antwort, denn ich wusste ja dass es nur

das Werk der Nachbarin war; als ich aber genug gehört hatte, da nahm ich sie am Arm und führte sie bis an ihre Wohnung und sagte ihr, sie solle da hinein und mich in Ruhe lassen. Darauf ging ich heim, zog mich um und spannte ein, um fort zu fahren. Denke dich aber einer unsere Ueberraschung, als wir vor ihren Hof kamen, stand sie fix und fertig da und gebot mir zu halten, sie wolle auch mit fahren. Meiner Schwester entfuhr ein Ausruf des Schreckens, ich aber, anstatt zu halten, winkte meinem Pferd mit der Peitsche und liess sie stehen; nun hatte sie ja Zeit genug zum schimpfen und konnte zu der Nachbarin gehen um sich aufs neue belehren zu lassen. Wäre sie doch nur ein bisschen anständig gewesen, ich hätte sie ja ganz gerne mitfahren lassen! Die Pariserin hielt sich aber nach recht freundlich, denn sie wollte mir das Haus abkaufen, das sie jetzt bewohnte und bettelt und schoneigelte täglich darum. Sie hatten Geld von Paris mitgebracht und wollten es nun für ein eigenes Heim anlegen. Die Lehne könne ich ja weiter hin benutzen. Schliesslich gab ich nach und verkaufte es ihr wieder um den nämlichen Preis wie ich es gesteuert hatte. Als sie nun aber den Kaufbrief in Händen hatte, da änderte sich das Wetter und das schon längst zusammengezogene Gewitter, brach mit gewaltigem Sturm los. Nun war ich nicht mehr der gute Onkel der ihnen alles besorgt hatte, sondern Mörder, Dieb, Spitzkubbe, Betrüger, liederlicher Hund u. s. w., wurde ich genannt. Ich wich ihr aber aus wo ich nur konnte und schwieg, denn ich sah ja, dass sie schon

2. Auszehrung am Hals hatte, sowie auch ihr zweitältester Sohn und Nachbarin hatte sie belehrt dass ich am taubstummen Onkel seinem kormmens reich geworden wäre, wo doch ihnen, den Parisern, die Hälfte ehört hätte, darob ich sie betrogen habe u. s. w. — Ja, das wäre halt ganz schön esen, wenn wir die Arbeit gemacht hätten und die alten Leute versorgt und gepflegt und bei ihnen gemacht während ihrer Krankheit, wenn wir ihnen die Hälfte des Einkommens jährlich zugeschickt hätten. Nun, die Nachbarin lte es aber fertig, dass sie dafür entschädigt wurden, indem die Grossmutter em ihre ganze Erbschaft vom Bruder, die sie in barem Geld erhalten hatte, rgab und meinen Kindern nichts davon zukommen liess.

Während dieser letzten so aufgeregten Zeit, schaute meine älteste Schwester, z im stillen, sich wieder nach einer Lebensgefährtin für mich um, denn sie weit und breit bekannt durch ihre Krankenpflege und sie wollte nicht haben ich meinem Haushalt und meinem Ackerbau aufgeben sollte, wie ich geplant e. Ich wollte suchen die drei jüngsten Kinder in eine Anstalt oder sonstige Pflege rüngen und mir dann irgendwo Beschäftigung zu suchen. Der älteste Sohn ja schon lange fort auf einer grossen Farm bei Mühlhausen im Elsass und drittelteste in Amerika und für die anderen war auch schon gesorgt. var aber keine angenehme Mission für die Schwester, eine Frau zu suchen n Haus mit acht Kindern, ich hätte er mir nicht unternommen, denn

wer wird in solch ein Haus wollen und solche Aufgabe übernehmen. Sie brachte es aber fertig und führte mir meine zweite Frau zu, mit der ich am vierten April 1899 getraut wurde, in der Kirche zu Steinseß, wo zwanzig Jahre zuvor, auch meine erste Trauung stattfand. Sie war aus der Schweiz, Rosina Klossner mit Namen, geboren am elften März 1868 zu Diemtigen im Canton Bern und jetzt ein und dreissig Jahre alt. Sie hatte mehrere Jahre gedient als Köchin bei einer reichen Familie in Gebweiler im Elsass, wo sie meine Schwester kennen lernte. Obwohl sie nun schon lange Jahre nicht mehr auf dem Land gearbeitet hatte, so lebte sie doch bald wieder gut ein und kam auch mit den Kindern gut zuweg. Hatte sie doch ihre jetzige Stellung übernommen im Namen dess, der gesagt hat: "Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt Mich auf". Wäre jetzt nur diese falsche Ränkevolle Nachbarin nicht gewesen, die trieb aber ihr boshaftes Spiel immer weiter. Sie rathschlugte nun gemeinschaftlich mit der Grossmutter und mit der Pariserin und suchte meine Kinder aufzustacheln gegen die neue Mutter wo sie nur Gelegenheit dazu fand. Die Grossmutter aber wurde so garstlich mit meiner Frau und überhäufte sie mit Spott und mit Schimpfnamen, wo sie sie nur erblickte, dass es mir doch zu bunt wurde und ich zum Bürgermeister ging und ihm die Sache vortrug. Der schickte ihnen nun den Gendarm ins Haus und liess sie warnen, dass, sobald sie meine Frau noch einmal belästigen oder schimpfen, so werden sie bestraft werden; das

wirkte; denn von nun an liessen sie sie in Ruhe.

Meine beiden älteste Söhne waren nun schon bei den Soldaten; der älteste George bei den Mänon in St. Johann und der zweite Fritz bei der Infanterie in Gormenheim Pfalz. Ich hatte nun noch eine Quantität Stroh in der Scheune sitzen, die nun der Pariserien Eigentum war, und weil sie nun so boshaft war, dachte ich es sei besser es dort wegzuholen. Als ich nun hinüber kam waren die Frauen, mit noch zwei ihresgleichen, in der Stube und rechtigten mit einander und der älteste Sohn der Pariserien war im Hof bei den Handwerksleuten die sie grad hatten um im Stall eine Reparatur zu machen, es waren ein Brauerer und ein Zimmermann. Da sagte ich dem Bub, der 19 Jahr alt war, dass ich gern mein Stroh holen möchte, da ging er mit und machte mir das grosse Thor auf; da stand aber ein Wagen voll Weizen immerdich und er meinte dem müsse man heraus nehmen; ich aber sagte ihm das brauchen wir nicht, wir werfen das Stroh zur Hintertür hinaus in meinen Garten und so war es ihm auch recht. Als wir aber anfangen wollten, stand schon die Grossmutter hintendran und sagte das Stroh gehöre ihr, und als mein Sohn Fritz, der gerade daheim war auf Urlaub, hinaufsteigen wollte um das Stroh herunter zu werfen, da packte sie ihn am Hosenbein und riss ihn zurück. Da half ich ihm aber wieder schnell hinauf und er fing an herunter zu werfen; als ich es aber hinaus werfen wollte, meine anderen Kinder standen draussen um es gleich wegzunehmen, da hängt sie sich an mich, und kreischte

das Stroh gehöre ihr und dabei überhäufte sie mich mit den lieblichsten Rosenamen. Da nahm ich sie am Arm und führte sie hinaus und sagte ihr dass sie solle hinein ins Haus gehen und mich in Ruhe lassen, weil doch das Stroh sie gar nichts angehe. Kaum aber hatte ich angefangen wieder hinaus zu werfen, da hing sie mir auch schon wieder am Arm mit fortsetzung der Liebesnamen. Ich führte sie wieder hinaus, aber mit demselben Erfolg, nur dass sie sich diesmal mir auf den Rücken hängte und mir mit ihren Knochenharten Schuhen, in voller Wut, meine Beine bearbeitete. Jetzt hatte ich genug und ich schüttelte sie ab, dass sie rückwärts in die Tenne fiel. Da fing sie aber auch gleich an zu jammern, ich meinte aber nicht dass sie sich weh getan hätte und stellte sie wieder aufrecht, sie liess sich aber wieder nieder und jammerte weiter, da kamen die anderen, die sie ja geschickt hatten und holten sie weg. Die Parisern kam dann mit einem grossen Stein in Händen auf mich los; ihr Bub, der Leon mit Name, der war aber verständlicher wie sie, der nahm ihr den Stein weg und machte sie ins Haus zurück gehen. Was wird nun kommen? Wir schafften in aller Eile unser Stroh heim und warteten der Dinge die da kommen sollten. Hätte ich ja solche Geschichten erwartet, so hätte ich ihnen doch lieber mein Stroh überlassen. Nun ging es aber über mich los, denn jetzt hatten sie einen guten Anhaltspunkt für ihre Lügen; sie liefen zu ihren Freunden, den Schwestern der Grossmutter und ihren Familien, die mir immer waren Todfeinde gewesen und verkündigten überall

wie ich die Grossmutter misshandelt habe. Diese liessen gleich den Doktor kommen, zeigten die grässliche That schnell bei der Staatsanwaltschaft an, um mich gleich verhaften zu lassen und jubilierten mir ins Gesicht hinein, dass sie mich jetzt haben und ich ihnen diesmal nicht wieder durchkomme. Sie hatten mich nämlich früher schon einmal verklagt, weil ich mit dem alten Onkel Bäume auf dessen Gütern umgehauen hatte und als Bauholz verwendet habe. Sie waren aber vom Gericht abgewiesen, weil er mit seinem Eigentum schalten und walten könne nach belieben. Diesmal komme ich aber dran, denn, sagten sie, da müsste ja kein Gott im Himmel mehr sein. Sonst hätten sie ja nichts mit diesem Gott zu schaffen, aber diesmal musste er ihnen beistehen.

Die Staatsanwaltschaft erkundigte sich aber zuerst bei dem Gemeindevorstand und da mir ein gutes Zeugnis ausgestellt wurde, nahmen sie die Klage nicht an, sondern wiesen sie ab, mit dem Hinweis dass, wenn sie Klage und Abangel gegen mich hätten, sie es auf ihre eigenen Kosten tun müssten. Andernfalls wäre der Staat Kläger gewesen und sie wären als Zeugen aufgetreten; dann wehe mir! In ihrem Hass und Wut strömten sie nun selber Klage gegen mich an und als es zur Hauptverhandlung kam, mussten auch Zeugen zugegen sein. Sie hatten den Maurer und den Zimmermann, die an jenem verhängnisvollen Tag zugegen waren und ich hatte meinen Sohn Fritz, der von dem Soldaten weg herkommen musste. Die Kläger wurden nun zuerst verhört, dies waren das

ganze Liebfrauen Comite, die Grossmutter, die Pariserin mit ihrer Schwester und meine Nachbarin die ja den ganzen Hader angestiftet hatte. Als sie fertig waren kam die Reihe an mich und ich erzählte alles grad so wie es zugegangen war; dann wurden die Zeugen, einer um den anderen herein geholt zum Verhör und jeder davon erzählte das nämliche; wie die alte Frau gewütet und mich mit Schimpfnamen überhäuft habe und ich sie nur als im gutem, abzuweisen suchte. Und so wurde nun das Urteil gefällt: Ihre Forderungen wurden abgewiesen, ich kam nicht ins Gefängniss und die Grossmutter die etliche Wochen im Bett gelegen hatte von dem Fall und nun an den Krücken ging, die wurde nun schnell gesund und konnte die Krücken beiseite legen und die Gerichts kosten mussten wir mit einander bezahlen. Von meiner Nachbarin will ich jetzt noch mittheilen, dass wir früher ganz gute Freunde mit einander waren, von Kindheit auf, und erst als ich sie abgewiesen hatte, während meiner Wittwerzeit, da fing ihr Hass an. Sie hatte doch ihren Mann, und der war immer ein guter Nachbar zu mir gewesen. Er war aber nicht gerade schön zu nennen, war kurz und dick, weshalb er von vielen nur der Stumpe genannt wurde; dann war er noch sehr Pockennarbig im Gesicht, von einer früheren Krankheit her; aber stark und abgehärtet war er und konnte arbeiten wie es ihm nur wenige gleich machen konnten. Sie waren arm zusammen gekommen und hatten nur ihr, im Dienst erspartes Geld zum anfangen

Nach etlichem Jahren mit harter Arbeit kauften sie das Haus mir gegenüber und auch hin und wieder ein Stück Feld dazu. Nun das wäre ja ganz schön und gut gewesen; als es ihnen aber so glückte, da ging es ihnen noch zu langsam um reich zu werden und sie griffen über die Grenze. So wurden sie einmal beobachtet wie sie beim Weizenwenden auf dem Feld, von Zeit zu Zeit, sich vom Nachbarstück ein Wisch herüber holten zu dem ihrigen. Auch beim Hopfenverkauf mussten sich die Leute als verwundern wie sie so viel zu verkaufen hatten von ihrem Feld. Da kam einmal zufällig ein Mann, morgens früh vor Tag, übers Feld zu laufen, in der Hopfenernte, und sah den Nachbar in Bürgermeisters Hopfenstück, neben dem seinen, fleissig am Hopfen abschneiden. Der Mann der die Felder gut kannte, berichtete es dem Bürgermeister und der liess ihn mit sammt dem Zeugen aufs Gemeindeamt kommen und stellte ihn zur Rede. Er leugnete es aber hartnäckig und der Bürgermeister machte ihm auch weiter keine Schwierigkeiten mehr dawegen; aber es war schnell im ganzen Dorf herum. Da wurde aber die Nachbarin wütend auf den Bürgermeister und griff ihn an wo sie nur zu ihm kam; denn er sagte noch aus, dass er schon oftmals gemeint habe, er seien Hopfen weniger wenn er als wieder kommen ist heim zu holen. Weil sie nun auch so ein böses Maul über meine Frau hatte, so dachte ich ihr mal einen Streich zu spielen ohne Worte und an einem Tag wo Hochzeit war und viele Leute kamen

um den Hochzeitszug in die Kirche einziehen zu sehen, da hängte ich einen grossen Zweig voller Hopfen an einem Ast meines Baumes der über den Weg stand wo gerade die Leute durchmussten, auf. Als aber die Glocken anfangen zu läuten, wo dann die Leute zu springen kamen, da schickte sie ihrem Bub heraus mit einer langen Stange, dass er die Hopfen herunter schlug, denn sie wusste wohl dass die Leute alle ahnten was der Hopfenast dort zu bedeuten hatte. Meine liebe Frau machte sich aber kein böses Blut wegen der Nachbarin ihren Verleumdungen, sondern hielt sich nur desto fester mir zur Seite, sie verspfegte meinen alten Vater wie wenn es ihr eigener wär und verhielt sich mit meiner Schwester, die auch bei uns blieb, wie wenn es ihre liebliche Schwester wär. Im März 1901 starb mein lieb Väterchen 83 Jahre und vier Monate alt. Wir betteten ihn neben dem Mütterchen, das nun schon sieben Jahre dort ruhte, auf dem Friedhof ein. Nun ruhet wohl, ihr Todtenbeine, bis der Tag der Heralerscheinne! Ruhet sanft in eurer Gruft! - Im November 1902, nach einem schweren bitteren Tag, wo ich noch den Doctor holen musste, wurde uns unser Albert Jacob geboren, und im November 1904 unser Daniel. Dann im April 1906 unser Herman Gottfried. Um diese Zeit herum starb auch die Grossmutter, die wir noch in ihrer letzten Krankheit besuchten und sie dann, mit uns versöhnt, in die Ewigkeit überging. Die Pariserin und ihr zweitältester Sohn waren vorher schon gestorben an der Schwindsucht. - Im Spätjahr 1906 //

ging unser Martin nach Amerika zum Henry, der sich jetzt verheiratet hatte und in Akron wohnte. Der Fritz war in Saarbrücken wo er sich dann auch verheiratete, der George war bei den Soldaten geblieben und die Salome war in Frankreich und Dörtel verheiratete sich dann auch. So vergingen ein paar Jahre unter Mühe und Arbeit. Da war es im Sommer 1912 als ich in der Heumachet, mittags bei grosser Hitze mit der Sense auf der Schulter und müde, vom mähen heim kam, da stand ein fremder Mann in unserem Hof, der mich freundlich grüsste und mir dann auch gleich mitteilte, dass er aus Amerika komme und mir Grüsse überbringe von meinem Sohn Henry. Er sei von Hunsbach und heisse George Niess und wäre auf Besuch in die alte Heimat gekommen. Wir gingen nun in die Stube und machten Mittag wo er uns dann weiter erzählte. Wir fanten gleich Vertrauen zu dem Mann, denn er war so einfach und so einnehmend und man sah und hörte ihm an dass er nichts übertrieb. Nun sagte er uns dass dem Henry seine Frau seines Bruders Tochter wäre und er ihr Onkel sei und dass sie ihn beauftragt hätten uns mit zu bringen wenn er wieder zurück komme. Das war für uns eine Ueberraschung; denn an so etwas hatten wir noch nie im Ernst gedacht. Ja noch kurz vorher, als mir Henry geschrieben hatte hinüber zu kommen, da habe ich ihm aus Spass geantwortet dass wir kommen und habe ihnen dann unser Bild geschickt. Wir wussten nun natürlich nicht was wir gleich antworten sollten und so meinte denn der Onkel Niess, wir sollten

einmal darüber nachdenken, er komme morgen wieder; denn wenn wir mit ihm wollten, so war nicht lange Bedenkzeit übrig, weil sein Schiff schon am 24ten August abfahren wollte und jetzt schon anfangs Juli war. So hiess es nun: Entweder - Oder. Nach kurzer ernster Beratung wurden wir einig mit zu gehen; denn, meinten wir, ärgere schinden als wir es hier müssen, brauchen wir uns in Amerika sicher auch nicht. Ja, meinte der Onkel, ihr habt hier ein schönes Heim, doch dort drüben bekommt ihr auch wider ein schönes. Nun galt es aber eiligst eingzugreifen um rechtzeitig alles in Ordnung zu bringen. Tags darauf ging ich gleich zum Notar um die Versteigerung der Güter, Haus und Ackerbaugerät bekannt zu machen; dann zum Schifffahrtsagent wegen der Ueberfahrt, das Schiff war aber schon besetzt bis auf vierter Klasse (Zwischendeck); wenn wir aber nur mit Frauen, da war es uns einerlei, es währte ja nicht lange. Jetzt ging es ans verpacken was es dann gleich fortzuschicken, wobei uns der gute Onkel Niess, den wir jeden Tag lieber gewannen, treulich beistand. Das war aber nun ein grosses Ereigniss im Dorf und manche suchten uns davon abwendig zu machen, indem sie meinten: "Ihr habt Amerika hier mit eurem schönen Haus und Gütern; euch wird es noch gereuen, und dergleichen." Wir aber hatten gar keine Zeit uns darüber aufzuhalten, denn wir mussten uns schreien. Es tat mir ja sicherlich weh, alles zu verlassen wo ich von Kindheit an gelebt und aufgewachsen war und zwar noch meine vielen schöne Obstbäume, wovon ich

manche schon als Kerne gepflanzt, großgezogen und veredelt habe.
 Meine paar Feinde die freuten sich aber, mich nun los zu werden, denn ich
 war ihnen ein steter Dorn im Auge, zumal sie mir nie was anhaben konnten
 und ich dazu noch Kirchenältester war und die Kirchentasse zu verwalten
 hatte schon seit bald achtzehn Jahren, bis wir auswanderten.

So ging denn die Zeit bis zu unserer Abfahrt schnell dahin. Die Güter waren
 nun verkauft, das große Gepäck mit Betten, Getüch, Kleider, Bücher, Bilder und
 Uhr waren abgeschickt, von Freunden und Bekannten war Abschied genommen
 und der letzte Tag in der alten Heimat, dem ich nie vergessen werde, war herbei ge-
 kommen. Zur letzten Mahlzeit hatte uns meine Cousine, die Hörtel tante eingeladen,
 ich schickte Frau und Kinder hin, mir war es nicht ums essen an diesem Tag. So blieb
 ich zurück um ganz allein und ungestört, in dem Haus wo ich mich so daran geschun-
 den, manche Freud, aber auch bitteres Leid darin durchlebt hatte, mich noch ein-
 mal hinzuknien und alle meine Erlebnisse darin, noch einmal an meinem
 Geist vorüber ziehen zu lassen und Gott zu bitten mir auch fernherin wieder bei-
 zustehen, wie er mir auch bisher durch so manch schwere Stunde hindurch geholfen
 hat. Nun nahm ich Abschied mit dem Ausruf: "So leb denn wohl, du lieber Haus;
 ich geh betrübt zur Thür hinaus! So lebt denn wohl ihr Schwestern mein; von
 euch muss auch geschieden sein, und ihr Lieben auf dem Friedhof dort, von
 Allem, allem muss ich fort!", Es ist nicht gut einen alten Baum zu verpflanzen,

weil es hart hält bis er wieder angewachsen ist, das wusste ich ja schon aus Erfahrung und so machte ich mich nun auf alles gefasst. Ich war nun schon 55 Jahre alt, Mutter 44, Albert 10, Daniel 8 und Herman 6 Jahr. Unsere Freunde waren noch sehr lieb zu uns und taten uns zu gefallen was sie nur konnten, besonders noch der Gastwirt George Regula und dann Schloss Fritzen (Facky) die uns den letzten Liebesdienst taten und uns mit unserem vielen Handgepäck zur Bahnstation nach Weissenburg führen, wo wir um acht Uhr Abends am 22^{ten} August 1912 abfahren über Frankfurt am Main und Hannover nach Bremen wo wir um zehn Uhr den andern morgen ankamen. Da mussten wir denn gleich nach unserem abgeschicktem Gepäck gehen, das wir unter einer Masse anderem heraus suchen mussten, was uns viele Mühe machte bis wir alles hatten und nun wurde es erst für den Schifftransport fertig gemacht. Dann mussten die Schiffspapiere in Ordnung gemacht sein und wurden noch ärztlich untersucht und geimpft, wo es noch gross Geschrei gab bei unseren Buben, denn die Docters waren sehr wüst und grob. Wir waren im Hotel zur Stadt Strassburg einquartiert und meinten wir würden hier nun eingeschifft, aber am nächsten morgen wurden wir früh aufgeweckt und da hiess es, alles Handgepäck mitnehmen und in den Eisenbahn einsteigen für nach Bremerhafen. Nach ungefähr zwei Stunden dort angekommen, mussten wir direct vom Zug ins Schiff einsteigen. Hui, wie sah es aber da aus im

Zwischendeck, wo wir hin mussten. Da war aber ein dreckiges Gesindel beisammen, dass es uns Angst wurde mit unserem vielen Handgepäck, und wir uns nicht trauten davon weg zu gehen. Da kam ein Schiffsbearbeiter vorbei, der sah uns gleich an, was uns fehlte und fragte, ob es uns hier nicht gefalle und wenn wir noch dreisich Mark, die Person, bezahlen wollten, so könne er uns ein Kimmern verschaffen wo wir allein wären und ein Schiffsjunge uns bediene. Das nahmen wir denn mit Freuden auch an und ich bezahlte ihm neunzig Mark und kamen sogleich in einen Raum ganz vorne im Schiff und wurden auch gut bedient während der ganzen Reise. Am Samstag vor-mittag den 24^{ten} August 1912, um zehn Uhr, wurden die Anker mit grossem Gepö-ter in die Höhe gewunden und das Schiff fing an sich zu bewegen und wurde von zwei Schleppdampfern zum Seehafen hinaus gezogen; aber erst als diese wieder losgelöst waren, fingen die Maschinen des grossen Schiffes George Washington selber an zu schaffen und bald sahen wir nichts mehr als Him-mel und Wasser. Im Bremerhafen sah ich zum ersten mal Seemöven, ich meinte erst es wären Tauben und wunderte mich dass sie als bis ins Wasser hinein flogen. Andern Tags fahren wir an der Küste Englands entlang und hielten in Southamp-ton an, wo wieder eingeladen wurde, dann ging es weiter nach Frankreich zu, wo in Cherbourg nochmals halt gemacht und eingeladen wurde und von da ging es aufs grosse Weltmeer hinaus. Bis jetzt war alles gut gegangen; aber =

am Dienstag Abend fing es an zu stürmen dass Wasser zu unseren
 offenen Fensterlücken herein spritzte; da kam aber auch gleich ein Matrose
 und schloss sie zu. Es wurde einem unpässlich, 'Barmännel' fing an sich zu erbrechen,
 oh, jammerte er, wären wir doch daheim geblieben! Mutter machte es ihm gleich
 nach, es war ihnen sterbens schlecht. Wir karabeln alle auf unsere Betten und hal-
 ten uns fest, denn das Schiff schwankt bedenklich und liegt ganz auf einer Seite,
 dass man sich nicht mehr aufrecht halten kann. So dauerte es die ganze Nacht und
 den andern Tag, fort bis Donnerstag morgen, wo es wieder ruhig wurde und schönes
 Wetter sich einstellte. Die Fenster wurden wieder aufgeschraubt und wir gingen
 aufs Deck um wieder frische Luft zu fassen und uns zu erholen. Nun ging es so
 gleichmässig weiter und am Sonntag, den zweiten auf dem Wasser, schauten wir schon
 nach Land aus, konnten aber noch nichts sehen; erst gegen Abend zeigte sich hin
 und wieder ein Vogel und daran merkten wir dass wir nun dem Lande nahe
 seien. Am Montag morgen, den ersten September, um vier Uhr, fahren wir dann in
 den New-Yorker Seehafen ein. Das war aber ein Prachtvoller und unvergesslicher
 Anblick! Es war noch nicht Tag, da glänzten und flimmerten die vielen Lichten,
 von den Schiffen und vom Land im Meeresspiegel, dass es wunderschön war
 anzusehen. Nach dem Frühstück hiess es dann gleich sich fertig machen zum aus-
 steigen und jedes springt nach seinen Sachen. Nun kommen wir wieder auf festen
 Boden und werden, sammt unserem Gepäck, gründlich durchsucht. Alles

— muss geöffnet werden, was uns viele Mühe machte bis wir wieder alles eingepackt und zugenäht hatten. Nun ging es nochmal auf einen Dampfer, denn wir waren erst auf der Insel gelandet worden um durchsucht zu werden und jetzt ging es erst aufs rechte Festland, New York. Da wurde unser ganzes Gepäck nochmal gewogen und der Eisenbahn übergeben, da mussten wir noch 3,80 Dollars nachbezahlen, weil das amerikanische Gewicht anders ist als das deutsche. Erst Abends neun Uhr, als alles geordnet war, mussten wir in den Eisenbahnzug einsteigen und sausten nun die ganze Nacht und den ganzen anderen Tag unaufhaltsam unserem Bestimmungsort Abzon zu, wo wir am Abend des dritten September 1912 wohl erhalten ankamen. Am Bahnhof erwarteten uns schon der Henry, den ich aber nicht mehr erkannte und die Salome, die schon zwei Jahre vorher mit Carl in Berlin gekommen war. Nun wurden wir noch einmal in ein Automobil gestopft mit all unserem Gepäck und der letzte Transport ging nach Kennys Wohnung an der Brown Street, wo wir mit Freuden aufgenommen wurden und uns nun wieder ausruhen konnten von den mühseligen Reise Strapazen. Im October kauften wir uns zwei Häuser an Grant Str., eines um darin zu wohnen und das andere zum verlehnen. Nun musste ich mich aber auch um Arbeit umsehen und war an verschiedenen Plätzen tätig, wo es mir aber nirgends gefiel, bis ich dann in eine Gärtnerei kam, wo ich längere Zeit aushielt. Später kam ich dann

in die Bäckerei zu schaffen wo ich verblieb so lange ich arbeiten konnte. Mein Wunsch war ja immer gewesen, mir eine Farm hier zu kaufen, denn ich kam ja vom Land und wäre am liebsten wieder aufs Land gezogen, aber wo ich hinkam gefiel es mir nicht. An einem Platz war es trockener und magerer Kiesboden, am anderen wieder Lumpf und überall das viele Unkraut und die abtossende Wildniss, wo wir doch die schön gepflegten Felder und Wiesen des Elsass gewohnt waren. So ging denn die Zeit herum und wir blieben in der Stadt. Im März 1913 war dann die grosse Ueberschwemmung, wo drei Tage lang Gewitter mit Regengüssen andauerten und schreckliche Verwüstung anrichtete. Ich sah einen Eisenbahnzug im Schlamm und Geröll stecken wo er durch eine Höhle musste, an einem andern Platz wieder umgestürzte Waggons unten an einem Abhang, da die Schienen vom Wasser unterhört waren. Ein Haus stand mitten im Fluss und die Strasse daneben war stellenweise ganz weggeschwemmt. Grosse Bäume waren vom Hügel herunter gerutscht mit sammt Wurzeln und Erde. Es währte lang bis wieder alles in Ordnung war. Am neunten November desselben Jahres war dann wieder so ein schrecklicher Schneesturm dass an manchen Stellen die Strassenbahn drei Tage lang nicht durch konnte vor Schneeschanzen. - Ein anderer Sturm sollte aber bald nachfolgen, der viel schrecklicher war als dieser Schneesturm und das war der Kriegessturm der im Jahr 1914 dann ausbrach und die ganze Welt erschütterte und verderbte.

Wie erschrocken wir doch als die Kunde kam, dass Krieg auszubrechen drohe im alten Land, wegen der Ermordung des Oesterreich-Ungarischen Kronprinzenpaares von den Serben. Und wie bette mir das Herz als es nun wirklich auch bald los ging; denn ich hatte noch drei Söhne, einen Tochtermann und meiner jüngsten verstorbenen Schwester ihren Sohn, draussen, die alle mit muosten.

Auf der Freiheitslandes Rücken, stand ich da so Sorgenvoll, - schaut' mit Kummervollen Blicken, nach der Heimath Weh und Wohl. - Als wir einst von dort geschieden, wer daucht da an Krieg und Noth; alles ging so schön im Frieden, und man hatt' sein täglich Brod. - Aber wie ein bö's Gewitter, ist es kommen, Sturmeschnell, dieser Krieg, und oh wie bitter, hat er getroffen, hart und grell. - Wie so manche Mutter jammert, Schmerz erfüllt um ihrem Sohn; hat sich noch an ihm geklammert, als er musst zum Krieg davon. Und so manche Kinder schauen, jetzt nach ihrem Vater aus; fehl geht aber ihr Vertrauen, denn er kommt nicht mehr nach Haus. - Ach, die Menschheit! hochgebildet, - wie sie sich gerühmet hat, - und so schnelle nun verwildet, zu Raub, Mord und Greuelthat! - Oh! ist das denn nicht zum weinen? - Diese Lügen, Hass und Neid, kann die Völker nie vereinen, auch nicht in der Christenheit. Wenn nicht Christi Liebe scheint, wieder aus der Christen Herz, wird die Menschheit nie vereinet, und, es bleibt Hass, Krieg und Schmerz!,
Wer hätte aber nun geglaubt dass Amerika sich auch noch in diesen Krieg

einmischen würde. Zuerst taten sie es heimlich und dann als sie Ursache dazu gesucht hatten, taten sie es mutwillig öffentlich. Es hat mich nur gefreut dass mein Sohn Martin hier, der auch eingezogen war und mit den Amerikanern hinüber sollte, sich geneigt hat gegen seine Brüder zu kämpfen und nicht mitging. Das Gesetz erlaubte es ihm so zu tun, weil er in Deutschland geboren war. Er musste wohl Spott und Grobheiten dafür sich gefallen lassen, aber er blieb fest und musste dann seine Dienstzeit hier im Land machen.

"Behüt euch Gott! mein Herz ist schwer, ich kann euch hüten nimmermehr;
Doch send ich euch, als Engelsch, geflügelte Gebete nach! Behüt euch Gott!"
Nur zu bald kamen dann Trauerbotschaften an, von gefallenem die uns lieb und bekannt waren und wir lebten in steter Angst vor schlimmer Nachricht auch von unserem Angehörigen, die nur zu bald eintraf. Zuerst kam die Todesnachricht von meinem Neffen, meiner verstorbenen Schwester Sohn; ein prächtiger, grosser junger Mann, erst 22 Jahre alt. Der war schrecklich zugerichtet und starb im Lazarett an seinen Wunden. Dann kam mein Tochtermann, ein lieber guter Mensch, der wurde in Frankreich durch eine Granate getödtet; wie tat mir das weh! Meine drei Söhne kamen, nie durch ein Wunder, unverletzt davon, obwohl ihnen der Tod auch manchmal in die Augen gestarrt hatte. - Erst am Charfreitag, den sechsten April 1917 erklärte Amerika an Deutschland den Krieg und griff nun öffentlich

ein, was sie bis jetzt heimlich getan hatten. Wie wurden da Lügen
 und Verleumdungen über die Deutschen ausgebreitet und bekannt
 gemacht, um das dumme Volk aufzuhetzen; man konnte sie mit Händen
 greifen, aber das Volk glaubte alles und verfolgte die Deutschen wo sie konnten.
 Drum kann ich es niemals vergessen, wie man damals auf uns gesehen;
 Wie man sich muss zusammenducken, und manches Schimpfwort unterschlucken
 Kanone, Mörder und dergleichen mehr, so kam es von allen Seiten her.
 Auf der Strass deutsch sprechen darf man nicht, sonst spuckten sie einem ins Gesicht
 Und wo Regierungsgebäude stehn, darf man bei Straf nicht vorüber gehn;
 Muss mit sich tragen noch zudem Spuck, ein Pass mit Bild und Daumenabdruck.
 Dann macht' mich dies noch voller Wut, weil man deutsch lehren verboten tut
 Und zu trinken sein Glas Bier und Wein: Drum will ich auch hier nicht Bürger sein.
 Nun wurden alle Mittel angewendet um das Volk zu begeistern mit zu hel-
 fen den Krieg gegen Deutschland durchzuführen und zu gewinnen. Liberty
 Bonds wurden den Leuten aufgedrängt; wer sie nicht gutwillich nahm, der wurde
 mit roher Gewalt dazu gezwungen. Logar den Schulkindern wurden Sparmarken
 aufgehalst. Viele kirchliche Gemeinschaften mit ihren Predigern schürten den Hass
 und die Lügen gegen Deutschland und seinen Kaiser und wie wurden abscheuliche
 Schandbilder von Kaiser und Deutschen vorbereitet, worin sich ganz besonders eine
 Clevelander Zeitung, der Plain Dealer hervor getan hat. Eine deutsche Zeitung //

um die andere musste ihr Erscheinen einstellen; alle Deutschen mussten sich registrieren lassen und Pass mit Bild und Daumenabdruck stets bei sich haben, u. s. w. Genug davon, es erselt mir davor nur noch daran zu denken, Als dann am elften November 1918 der Krieges Ende mit dem glorieichen Sieg der gebildeten Völker gegen das barbarische Hunnenvolk Deutschland gefeiert wurde, da war der Narrheit sicher kein Ende mehr. Und nun, nach zwölf Jahren, sind die Früchte dieses unheilvollen Lügen und Verleumdungskrieges, gezeitigt, die ganze Welt steht in Jammer und Elend und weis nicht mehr wo aus und ein. Keins Volk weiss sich mehr zu helfen.

Im Jahr 1917 verkauften wir unsere zwei Häuser, 860 und 864, an Grant Str, wo wir nun fünf Jahre gewohnt haben und kauften das Haus 231 an der Abel Str, wo wir wieder sechs Jahre wohnten und 1920 kauften wir noch eines 435 E. Thornton Str, das wir verlehnten. Dann 1923 kauften wir das Haus 156 E. Mapledale Ave, wo wir jetzt wohnen und 1926 vertauschten wir das an Abel Str gegen ein grössers 611 Belling Str, das wir auch verlehnten.

Im Jahr 1922 hatte ich einen leichten Schlaganfall, dass meine rechte Seite eine zeitlang gelähmt war und ich nicht mehr auswärts arbeiten gehen konnte. Von anfang fiel es mir schwer daheim bleiben zu müssen, aber es ging auch, indem ich mir allerlei Zeitvertreib suchte. Ich hielt mir etliche Hühner, trieb Hasenzucht, legte mir einen kleinen Pflanzgarten an und half der Mutter so viel

ich kann. Manchmal konnte ich auch auf Henrys Farm noch ein wenig aushelfen. Jetzt aber, da ich dieses alles niederschreibe, im Jahr des Heils 1931, bin ich bereits 74 Jahre alt und zu keiner schweren Arbeit mehr tauglich; denn Arme und Beine versagen den Dienst.

Am ersten September dieses Jahres sind es neunzehn Jahre dass wir in New-York gelandet sind und wie hat sich hier in Akron so manches verändert in dieser kurzen Zeit. Wo wir jetzt wohnen, im Firestone Park, war damals noch Farmland und Wald bis hinein an die Eisenbahnbrücke der Brown Str. und so war es rings um die Stadt herum wo jetzt die neuen Stadtviertel entstanden sind. Wo dem Henry seine Bäckerei steht war ein tiefer Graben, darin später der grosse Abzugskanal eingebaut wurde und die Bäckerei wurde gebaut grad nach unserer Ankunft, war nicht so gross wie sie heute ist. Gegenüber der Bäckerei an Grant Str. steht die grosse Bierbrauerei von Burkhardt, die wurde auch seither immer vergrössert, bis dann die Prohibition eingeführt wurde. Da musste ich nur die Stallungen mit den schönen dicken Pferden bewundern. Ganz neu und schön gebaut, unten die grosse Wagenremise und oben drüber dem grossen Stall; da mussten die Pferde eine Stiege herunter und hinauf laufen, was mich als sehr amusierte. Und über dem Stall war dann die Futterkammer mit Heu, Stroh und Hafer. Es war ein eigener Stallknecht angestellt die Pferde, so ungefähr zwanzig Stück, zu besorgen. Jetzt stehen die Ställe leer, die Pferde sind verschwunden und durch Maschinen ersetzt.

So manches, in diesem Land, gefällt mir nicht und halte ich nicht für recht,
 zumist aber das Schulgesetz, die Prohibition und die vielen Millionäre. Diese drei
 Bestandtheile sind des Landes Verderben. - Was ist doch dieser Schulerzwang, bis zum
 neunzehnten Jahr? - Es ist der Jugend Untergang, ein schrecklich gross Gefahr! -
 Was muss man schon, dass Götterbarm! - Mit diesem Schulgesetz: - Buben und Mädchen
 Arm in Arm, gehn sie zur Schule jetzt. - Und was die Folgen hintendrein, mit
 dieser Zwangsgefahr? - Manch Mädchen wird schon Mutter sein, eh es ist
 achtzehn Jahr! - Ja, wenn es noch getrennet wär, ein jegliches Geschlecht, -
 mit nützlicher und guter Lehr, dann wär es ja noch recht; - doch so werden sie
 nur gepaart, während der lang Schulzeit, - anstatt man Mädchen jung
 bewahrt, vor Schand und vor Dummheit.

Und nun kommt die Prohibition, fürs arme Volk gemacht,
 Der ganzen Welt zum Spott und Hohn, die zu der Dummheit lacht.
 Der reiche trinkt doch was er will, der fragt ja nichts darnach;
 Der arme muss sich fügen still, in diese Schand und Schmach
 Und will er ja nicht fügen sich, in diese Landespest,
 So strafet man ganz fürchterlich, mit Geld und mit Arrest.
 Wie mancher unschuldige Mann, ja manche Frau sogar
 Schon mussten mit dem Leben dran, durch diese Heuchlerschar!
 Ist's Wunder dass der arme Mann, ein solch Gesetz veracht;

Wenn reiche sich nicht stören dran; weil sie es selbst gemacht?!
 Amerika das reichste Land, mit vielem Geld und Gut,
 Dem ist es eine wahre Schand, wies Volk Not leiden tut;
 Was nützt dem Volk das viele Gold, dort in dem Kapitol?
 Verschlössen fest und aufgerollt, das tut dem Volk nicht wohl;
 Deswegen steigt doch jedes Jahr, die Steuer höher auf
 Und zahlt man nicht pünktlich und baar, so kommt noch Strafe drauf.
 Dann sind die viele Millionär; tun die dem Volke gut?
 Die saugen ohne Scham und Ehr, das Volk aus bis aufs Blut!
 Sie sind die Herrscher in dem Land, sie stehen an der Spitz,
 Machem Gesetze, sist ne Schand, dem Volk mit Spott und Witz.
 Sie leben voll im Ueberfluss, mit ihrem gross Gehalt,
 Verlangen immer noch Fuschuss, ja nehmens mit Gewalt
 Und viele arme Männer stehn, an der Fabriek usher
 Sie kommen alle Tag und flehn, um Arbeit Herzensschwer.
 Die wenig die in Arbeit sind, schindet man fast zu Tod,
 Die anderen, mit Frau und Kind, die leiden Hungersnot.
 So steht es in Amerika! Nach hartem Kampfe frei;
 Doch nun ist aber wieder da, die alte Sklaverei!!
 Ueber Prohibition will ich noch kurz mitteilen, wie ich hier bei einer Hochzeit

war. Als wir aus der Kirche, nach der Trauung des jungen Paares, in das Hochzeitshaus kamen und an die Tische zum Schmaus verteilt wurden, da stand bei jedem gedeckt, ein grosses, mit Brunnenwasser gefülltes Glas, so dass man gleich erkennen konnte: Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle! Wenn aber das meinige niemand weggenommen hat, so steht es heute noch mit sammt dem Wasser; denn ich meinte wir wären doch bei einer christlichen Hochzeit wo man Wein zu trinken bekommt, wie dort zu Kana in Galiläa, wo sie doch sicher gut getrunken haben, sonst wäre ihnen nicht der Wein ausgegangen vor der Zeit und Jesus, unser Heiland, ihnen Wein machte, noch besserem als sie zuvor hatten. (Joh. 2, vers 1-10)

"Sollen denn das nun Christen sein, die solch Gesetz erdacht?"

Frank nicht auch Christus selber Wein, ja hat sogar gemacht.

Ihr Heuchler: euch gilt heute noch, das wahre Wort des Herrn: (Matt. 23)

Ihr ladet auf ein schweres Joch, doch ihr selbst bleibt ihm fern!

Wehe euch, ihr Schriftgelehrte; Heuchler nennt euch der Herr,

Weil ihr innen falsch verkehrte, und aussen fromm gar sehr. —

Nun aber wieder zurück zu unserer Wasserhochzeit wo ich war. Da blieben aber noch mehrggefüllte Gläser stehen, ohne das meinige, obwohl man den Durst auf manchem Gesicht ablesen konnte, besonders bei den Männern.

Als wir nun so eine Zeitlang gegessen hatten und es nicht mehr rutschen

wollte, wobei es ganz still, fast traurig zuging wie bei einem Begräbniss, da fiel mir auf einmal auf wie als einen um der andere der Männer ganz lautlos verschwand und nicht wieder zurückkehrte, bis ich noch allein sass bei den Frauen und den Wassergläsern. Ich dachte nun sie wären ausseits um sich zu erfrischen; denn es war im Sommer und ich ging auch hinaus sie aufzusuchen. Wie erstaunte ich aber, keinen Menschen draussen anzutreffen. Wo stecken doch nur diese Männer alle? Ich ging ums Haus herum, nichts war zu sehen. Auf einmal meinte ich etwas vom Kellerloch herauf zu hören; ich ging die Treppe hinunter und als ich die Thür öffnete, richtig da waren sie alle beisammen bei Bier und bei Wein, und hielten im Keller ihre Erfrischung ab. Uebel oder Wohl, musste ich natürlich nun auch dabei bleiben, die Frauen konnten ja Oben, wie die Gänse, als schnattem bei ihrem Wasser. Soweit Prohibition! In unserem Dorf wohnte so ein ganz Knochentrockener, es war der reichste Mann im Dorf, er trank weder Bier, noch Wein, noch Brandwein; nur Wasser oder Kaffee. Er hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Die zwei Söhne, die verheiratet waren, haben sich beide zu Tod geöffnet, sowie auch der eine seiner Tochtermänner. Wenn man so etwas mit Gewalt abgewöhnen will, so wird es gewöhnlich noch schlimmer. Ich bin auch kein Freund von Trunkenbolden, aber von solch einem Zwangsgesetz wie die Prohibition setzt ist, auch nicht. Straft doch die Lumpen und lässt die andern gehn.

Nun bin ich zu Ende mit meinen Erinnerungen und Erlebnissen, habe manch freundiges aber auch manch trauriges mitgemacht; war sogar etliche mal in ganz naher Todesgefahr. Einmal fuhr ich, im Frühjahr, einen schweren Wagen voll Mist an ein Hopfenfeld, wo ich eine Strecke weit, nahe dem Hopfenstück, noch einen dreckigen, aufgeweichten und löcherichten Weg fahren musste. Ich hatte ein junges dreijähriges Pferd neben dem alten eingespannt. Als es nur so durch die Löcher hindurchging, da schlug die Wagendeichsel öfters auf und ab, was zur Folge hatte dass auf einmal das alte Pferd mit einem Hinterbein über die Deichsel hinüber kam und weil es dieselbe, zwischen den Beinen nicht leiden mochte, so setzte es sich gerade mit dem Hinterteil darauf nieder und der Wagen stand still. Ich ging zwischen die Pferde hinein um, den Fuss herüber zu bringen, denn sie waren sehr zahm; versäumte aber eine Zugkette auszuhängen, damit sie nicht anziehen könnten und als ich den Fuss befreit hatte, da gingen sie gleich ins Geschieß, weil sie jetzt Angst hatten und rissen mich zusammen. Zum Glück hatte ich aber das Leitseil in der Hand behalten und so konnten sie mich nicht weit am Zaum, in dem Dreck liegend, fort schleifen und mussten halten. Als ich nur zwischen den Pferdehufen und dem Wagenrädern heraus gekrabbelt war, wo ich aussah wie eine Sau die sich im Hoth herum gewälzt hat, da war mein erstes ein: Gott sei Dank! es hat mir nichts getan; denn hätte mich eines der Räder gefasst, so wäre ich unrettbar

des Todes gewesen. Als ich aber nun gehen wollte da konnte ich nicht mehr auf meinen einen Fuss stehen weil er verengt war und ich musste auf einem Fuss fortbumpfen. Zum Glück war es ganz nahe dem Hopfenstück, wo ich nun meinen Mist ab lud, mich auf den leeren Wagen setzte und heim fuhr, wo ich unter anfangs grossen Schmerzen ein par Wochen das Bett hüten musste.

Nachher, dann im Sommer, fuhr ich mit denselben Pferden, nach einem, über eine Stunde entfernten Kalksteinbruch, um Frohnsteine auf die Dorfstrasse zu holen. Da kam hin und wieder eine grosse Bremsen geflogen und brummte um die Pferde herum; was mein junges Pferd nicht dulden wollte und darnach ausschlug. Auf einmal schlug er aber über die Deichsel, ich sass auf dem Wagen und hatte die Flügel in der Hand; das setzte sich aber nicht darauf nieder, wie damals das alte Pferd, sondern es nahm Peiss aus, als mit einem Bein über der Deichsel und das Alte mit. Ich konnte sie nicht mehr anhalten und sie setzten über den tiefen Strassengraben hinüber auf eine Wiese. Ich musste mich tüchtig festhalten sonst wäre ich unter die Pferde geflogen als die Vorderräder des Wagens in den Graben plumsten und der hintere Teil so in der Höhe stand, es war aber mein Glück; denn als die Vorderräder so in den Graben fielen, schlug auch die Deichsel auf den Boden der Wiese auf und mein Pferd war von derselben heraus und ich konnte wieder weiter fahren. Noch ähnliche Fälle sind mir so vorgekommen wo mir der Tod nahe stand. In wie viel Not, hat nicht der gnädige Gott, über die Flügel gebreitet!

Nun noch von unserem alten Nachtwächter, wie ihn die bösen Buben
 auch einmal böse machten; denn damals gab es auch schon böse Buben
 wie heute noch. Ich kam öfters in sein Haus, denn er war ja mein Onkel
 und sein jüngster Bub war mein Leibkamerad. Oft haben wir beide mit
 einander für den Onkel neun Uhr gelitten, das Feuer im Ofen der Wachtstube
 angefeuert und dann noch zehn Uhr gehubt, was er Winters immer tun musste.
 Nachts wenn er das Dorf beschützte mit dem grossen rostigen Wachtspiess
 bewaffnet bis er morgens noch zwei gehubt hatte, wenn er's nicht verschlopf,
 und dann heim ging. Auch musste er die bösen Buben von der Gasse heim jagen
 wenn sie nach der Polizeistunde zu viel Lärm im Dorf machten. Wenn er
 nun als zehne gehubt hatte, wozu er auf jeder Station, mit seiner gutmütigen
 Bassstimme das Verslein sang: „Hört ihr Bürger was ich euch will sagen,
 unsere Glock hat zehn geschlagen; bewahret Feuer und Licht, dass kein Bran-
 nd geschicht!“, und in den beiden Wirtschaften Feierabend geboten hatte,
 dann ging er in die warme Wachtstube, wo der grosse Armstuhl neben dem
 Ofen stand worin er sich niederliess mit dem Spiess im Arm und sein wohl-
 verdientes Schläfchen hielt. Da kamen einmal so ein par alte böse Buben
 auf die Wachtstube, wo sie sich manchmal wärmten, und nahmen ihn
 ganz sachte den Spiess weg und trugen ihn mit seinem Stuhl ganz sanft
 zur Thüre hinaus und stellten ihn mitten auf dem Schulhof vor der

Wachtstube nieder und legten ihm den Spiess wieder in den Arm, ohne dass er aufwachte. Dann gingen sie eine Strecke weit fort und machten Radau bis er aufwachte, um sich dann daran zu ergötzen wie er schimpfen tät, denn sie wussten wie das ihn böse machen tut.

Und jetzt noch warum unser Herr Pfarrer ein Schloss an seinen Holzschuppen machen liess. In unserem Dorf bekam jedes Frühjahr, der Pfarrer, der Lehrer, die Lehrerin und die Hebamme, ihr bestimmtes Buchenscheitholz aus dem Gemeindewald, in den Hof gefahren, wo es dann die betreffenden zerkleinern liessen, fertig zum Gebrauch in den Ofen und es dann an einem trockenen luftigen Ort aufzuschichten, um es nach Bedarf holen zu können. Mein Anwesen grenzte an den Pfarrgarten und Kirche und auf der entgegengesetzten Seite des Pfarrhauses wohnte ein Freund von mir, mit dem ich jedes Jahr als mal eine Kiste Limburger Käse schicken liess, den wir dann mit einander teilten. Als nun wieder einmal solch eine Kiste angekommen und ich sie an der Bahnstation der nahen Stadt abgeholt hatte, da kam der Freund des Nachts, es war anfangs Winter, mit einem grossen Korb, um seine Hälfte abzuholen. Wir unterhielten uns mit einander bis nach zehn Uhr, wo er dann seinen gefüllten Korb auf die Schulter nahm um damit heimwärts zu gehen. Kaum war er aber hinter mein Haus bis an die Kirche gekommen, da hörte er jemand direct ihm entgegen kommen, es war

eine finstere Nacht und um nun zu verhüten dass jemand ihn für einen Dieb halten könnte mit seinem Korb, so stellte er sich unter die offene Halle an der Kirche wo immer die Todenbahre aufbewahrt wurden und die Spatzen übernachteten, um abzuwarten bis die vorbei wären. Es waren zwei Geschwister, ein Bub von ungefähr achtzehn Jahre alt und ein Mädchen von fünfzehn, die auch auf ihrem heimweg waren. Als die nun grad an der Halle vorbei kamen, da sagte der Bub zu seiner Schwester: "Wart ein bischen Sämel, ich will noch schnell lugen ob Spatzen unter dem Dach hier hocken", und sprang hinüber mit seinen Holzschuhen an, und strich ein Streichholz an um die Spatzen zu verschrecken. Aber ein Schrei des Schreckens entfuhr ihm als sein Streichholz aufflachte und ein Mann in der Ecke stand mit einem Korb auf der Schulter. Er liess sein Streichholz fallen, schleuderte seine Holzschuhe aus und: "Sämel komm!", ging es los über Hals und Kopf bis in ihr Heim. Bald darnach musste der Schmied dem Pfarrer ein starkes Schloss an seinen Holzschuppen machen, weil dem Schäfer seine Kinder einen Mann angetroffen haben, nachts um elf Uhr, der einen grossen Korb voll Holz auf der Schulter hatte, nahe dem Pfarrhaus. Nun weiss ich warum mein Brennholz so stark abgenommen hat, meinte der Herr Pfarrer: "Was es doch schlechte Menschen gibt, verstecken sich noch in der Kirche mit ihrem gestohlenen Holz!"

Wie meine Mutter einmal zur Hexe wurde.

Ja, wird nun mancher fragen, gibt es denn heutiges Tages noch Hexen? Darüber will ich aber nicht Auskunft geben, sondern darüber, dass es noch Leute gibt die an Hexen glauben und wie es denselben erging, da ich sie persönlich alle kannte von denen ich hier berichten will.

Es war an einem Sonntagmorgen, ich lag krank im Bett, an Erkältung; ich war noch ledig und daheim bei den Eltern; da sagte man mir dass des Nachbarn Tochter auch krank sei, worauf ich meine Mutter fragte ob sie nicht hinüber gehen wollte um zu erfahren was ihr fehle, darauf sie mir antwortete, wenn sie zur Kirche gehe, so mache sie sich ein bisschen früher fertig und kehre noch dort ein vor dem Gottesdienst. Hätten wir aber nun eine Ahnung davon gehabt dass diese Leute an Hexen glauben und dazu noch tags zuvor einen Hexenbändchen aus einem andern Ort für die Krankte im Haus hatten, meine Mutter wäre sicher nicht hinüber gegangen. Als sie nun in das Haus kam und nach dem Befinden der Tochter fragte, da waren alle Familienangehörige daselbst versammelt; denn der Hexenbändchen hatte sie versichert dass das Mädchen verhext sei und er mache dass die Hexe ins Haus kommen müsse und die welche morgen zuerst ins Haus komme, das sei die Hexe, und diese Ehre fiel nun meiner Mutter zu. Auf ihre Fragen gaben sie ihr nur verkehrte und ausweichende Antworten und liefen wie besessenen unter einander im Haus herum. Als mein armes Mütterlein nun sah

dass da etwas nicht ganz richtig war, da hielt sie sich natürlich auch nicht lange auf. Was diese verächtigten Leute dann gegen die Hexe getan haben, das weiss ich nicht; ob sie sie in einem Sack gefangen und verprügelt oder ob sie sie im Feuer verbrannt haben, das sie nachher um Mitternacht, im Garten einmal gemacht hatten. Als die Kranke aber immer schlechter wurde da holten sie den Doctor und der stellte nun gleich Nierenkrankheit fest. Sie wurde wieder gesund, aber in späteren Jahren wurde sie Versinnlich und blieb es bis zu ihrem Tod und ihr Vater musste jahrelang dahinsiechen, hatte keine Ruhe und keinen Frieden Tag und Nacht. Jedermann der am Hause vorbei ging konnte ihn hören stöhnen. Wir haben den Leuten niemals was nachgetragen, sie dauerten uns nur.

Dann kannte ich noch eine Familie die an Hexen glaubten, die hatten zwei Söhne und eine Tochter. Einer der Söhne sass mit mir auf der Schulbank, der andere war zwei Jahre älter als wir und die Tochter zwei oder drei Jahre jünger. Dieser Schulkamerad erzählte mir oftmals von Hexen, woran man sie erkenne und wie man sie fange und dergleichen Dummheiten, ich achtete aber nicht darauf. Der Vater lernte die Kinder andere spotten und wenn die Buben mit anderen Streit hatten, was nur zu oft geschah, da kam der Alte ihnen zu Hilfe, denn sie wohnten grad neben dem Schulhof. Er selber hatte immer Streit mit den Leuten und mit seiner eigenen Frau. Als nun die Buben stärker wurden stellten sie sich auf der Mutter Seite und die Uneinigkeit wurde immer grösser, bis es zuletzt zu

tätlichen Angriffen kam und die Jungen dem Alten verprügelten. So wurde es von Tag zu Tag immer schlimmer, bis zuletzt der Mann seine Frau erstach, indem er ihr ein kleines Küchenmesser ins Herz stieß. Es gedenkt mir noch so gut, wie wenn es gestern erst geschehen wäre, obwohl nun schon über sechzig Jahre seither verflissen sind. Die Gendarmen die schnell herbei gerufen wurden, hielten den Mörder unter der Bettstelle hervor, wo er sich hinunter geflüchtet hatte und führten ihn gefesselt mit fort ins Gefängnis. Er wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und als er wieder von dort zurück kam, da waren seine beiden Söhne aus dem Dorf verschwunden, der eine war nach Afrika und der andere nach Amerika ausgewandert. Nur die Tochter war im Dorf geblieben, die hatte sich verheiratet mit einem Cousin, der Vater's Brudersohn, dieselbe Art wie sie selber und so lebten sie auch, wie Hund und Katze zusammen und zu denen musste der Sträfling nun. Da wurde er nur behandelt wie ein Sklave, denn er war ihnen lästig und nach kurzer Zeit schickten sie ihn fort nach Amerika zu seinem jüngsten Sohn, wo er aber nicht mehr lange lebte, welches Todes er aber gestorben ist, das hat man niemals erfahren. Auch die Tochter lebt schon lange nicht mehr. (Psalm I.)

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt da die Spötter sitzen, u. s. w., Psalm I. Das bestätigt sich auch in dem nachfolgenden, das ich ebenfalls erlebt und mit eigenen Augen angesehen habe. Im 73ten Psalm klagt schon der Psalmist: "Denn es verdross

nich der Puhmredigen, da ich sah, dass es den Gottlosen so wohl ging. Ich gedachte ihm nach, dass ich's begreifen möchte; aber es war mir zu schwer, bis dass ich ging in das Heiligtum Gottes, und merkte auf ihr Ende. Wie werden sie so plötzlich zu nichte! Sie gehen unter, und nehmen ein Ende mit Schrecken.

In unserem Dorfe lebte ein Mann, er war zwei oder drei Jahre jünger als ich, ein Rauffbold, Lügner, Kartenschlager und bewandert in allerlei Teufelskünsten. In jüngeren Jahren fürchteten ihn alle jungen Leute, weil er gleich zum Messergriff, das er immer bei sich führte. Wenn er als so eine grosse greifbare Lüge erzählt hatte, so bekräftigte er es jedesmal mit dem abscheulichen Ausdruck: "Der Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist!"; Er verheiratete sich und war ein vermögender Bauersmann; war nicht grad ein Trunkenbold, trank aber gern, denn er hatte selber den Keller voll Wein und Brandwein. Auf der Sonnenseite des Dorfes liegt ein grosser Rebberg und den Feldwegen entlang stehen viele Obstbäume, da kann sich jeder Bauer des Dorfes seinen Wein halten.

Dieser Mann hatte nur einen Sohn. Unerwartet wurde der Mann krank und so nach und nach ganz schwarz im Gesicht, dass er aussah wie ein Teufel und sich die Leute vor ihm fürchteten. Dazu wurde er nun noch tobsüchtig, dass vier Wärter brauchten um ihn zu bändigen, bis zu seinem Tod. Er starb im besten Mannesalter, zwei und vierzich Jahre alt. Seine Frau, die auch gerne trank, starb

ein Jahr nachher, und der Sohn (der sich nun, noch jung, verheiratete), starb auch bald nachher. Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten! „

Ein anderer Mann, ziemlich älter als ich, grad der Nachbar von dem vorherigen, das war so ein schrecklicher Flucher. Es wurde einem als Angst und Bange, wenn man es manchmal mit anhören musste. Dieser Mann brachte es so weit, dass er alles verschuldete und ihm zuletzt, Haus, Hof und Güter, alles gerichtlich versteigert wurde. Am Tage der Versteigerung, als man ihn überall suchte, fand man ihn zuletzt in seiner Scheune, wo er sich erhängt hatte und tot war.

Dann kannte ich noch einen Mann, ein Gotteslästerer, er wohnte mit seiner Familie, Frau, zwei Söhne und eine Tochter, nahe meiner Elterlichen Wohnung. Wenn der als besoffen war, war er ein soher abscheulicher Mensch. Er traktierte manchmal seine arme Frau, dass sie mit blaugeschlagenem Rücken und Gesicht sich flüchten und bei Nachbarn Untertunft suchen musste. Schliesslich nahm er eine schwere Holzsaxt mit sich und schloss sich in ein Nebenzimmer ein. Als er so drei Tage lang verharrt hatte, forderten ihn Nachbarn auf doch die Thür zu öffnen, was er aber nicht tat; ja noch drohte, jeden der mit Gewalt öffnen sollte, mit der Saxt nieder zu schlagen. Am vierten Tag, als in der Stube alles still blieb, stellte ein Nachbar eine Leiter ans Fenster um nachzuschauen; da hatte er sich erhängt. Sein ältester Sohn fiel nachher, in besoffenem Zustand, in den Bach und ertrank und der andere Sohn erhängte sich später auch. Sie nahmen ein Ende mit Schrecken!!!

2. Mose 20. vers 3. Du sollst keine anderen Götter neben Mir haben! 63.

In der alten Heimat waren wir mit einer Müllersfamilie sehr gut bekannt, die eine gutgehende Mühle eigneten im benachbarten Städtchen, wo ein grösserer Bach, die Lauter genannt, durchläuft. Wir liessen unser Getreide dort mahlen und die Müllerin kaufte jede Woche, ihrem Bedarf an Eiern und Butter von unserer Mutter. Sie hatten zwei dicke starke Pferde am Mühlwagen gespannt, womit der Knecht in den benachbarten Dörfern umher fuhr, um das Getreide einzuholen und das Gemahlene wieder abzuliefern. Neben diesen zwei Pferden hatten sie noch ein schönes, starkes schwarzbraunes Vollblutpferd, das sie bei Spazierfahrten oder bei Ausflügen benützten, aber auch, wenn nötig, an den Mühlwagen spannten. Dieses Pferd war ihr Liebling und sie nannten es, ihr Herrgöttel, sonst fragten sie nicht viel nach einem Herr Gott. Da musste einmal der Knecht eine besondere Ladung Weizen im Nachbardsdorf holen, mit diesem Pferd allein im kleineren Wagen eingespannt. Auf dem Heimweg, mit geladenem Wagen, zerbrach die Bremse, der Braun wurde scheu, schlug aus und zerbrach sich die Knochen an den Hinterbeinen und das Herrgöttel musste todesgeschlagen werden!

Die Dorfmetzgerei!

64.

An Martini (Nov. 11) fing gewöhnlich der Saujammern an, wo die armen Schweine mit Gewalt zur Schlachtbank geschleppt und unter grässlichem Angstgeschrei ihr schönes Sauleben enden mussten. Und so hörte man von da ab täglich, den ganzen Winter über, bis zum Frühjahr wo die Feldarbeit wieder anging, dieses Angst und Todesgeschrei, einmal hier das andermal dort im Dorf. Da wurde morgens früh ein grosser Kessel mit Wasser gefüllt und kochend gemacht bis der Dorfmetzger ankam; dann wurde eine Thür oder ein grosses Brett hingelegt, der Nachbar noch zu Hilfe gerufen, wenn nicht genug Mannschaft da war, dann ging ein Mann in den Stall hinein, fasste das bestimmte Schwein am Hinterfuss und Schwanz; denn hinten beisst ja keine Sau, und der Metzger fasste es an den Ohren und nun ging es mit Gewalt und unter Geschrei auf das bereit gelegte Gerüst wo es drauf geworfen wurde und alle anwesende Männer es halfen festhalten. Das Blut wurde aufgefangen zum Würst machen und wenn das Schwein sich nun todgeblutet hatte, wurde es in einen bereitstehenden Zuber oder Mulde gelegt, die Füsse nach unten, und das kochende Wasser herbeigeholt es zu brühen um die Borsten gut heraus rupfen zu können. Nachdem wird es auf ein Gerüst gelegt, noch mit scharfen Messern schön nachgeputzt, gut mit Wasser abgeschwenkt und aufgehangen. Dann wird es aufgeschnitten und ausgenommen. Der Metzger tut die Gedärme gut putzen zum Würst machen; Herz, Lung und Leber werden gekocht als Würstfleisch, dann werden gleich die Blut und Leberwürste gemacht. Nachher

65.

Nachher wird das Schwein zerstückt zu Schinken, Speckseiten und Knochenfleisch und eingemacht in einen Fleischzuber mit Salz, Knoblauch, Pfeffer und dergleichen. Nach vier bis sechs Wochen werden dann Schinken, Seiten und Kinnbacken, in den Schornstein gehangen und geräuchert. Am Abend, wenn alles in Ordnung ist, wird dann Wurstsuppe gehalten. Dazu kommen alle die mitgeholfen haben; auch gute Nachbarnleute oder Freunde werden dazu eingeladen. Da gibt es erstlich Wurstsuppe, dann Sauerbrant mit Speck und Kartoffeln, und zuletzt gebratene Wurst. Auch der Wein darf da nicht fehlen und zwar vom besten den man im Keller hat; denn in's Sauerbrant darf man doch kein Wasser trinken.

Nachher wird dann erzählt und sich gemütlich unterhalten, bis manchmal um Mitternacht. Alles dieses gedenkt mir noch ganz gut, weil mein Vater Dorfmetzger war und ich ihm manchmal nachfolgte, wenn wir keinen Schultag hatten. Neben meinem Vater waren aber noch zwei Männer im Dorf die für die Leute schlachteten, die aber nur wenig Aufträge bekamen. Der eine war ein arger Tabakschnupper und hatte fest immer ein schwarzes Tröpflein unter der Nase hängen, das öfters abfiel wenn er an der Arbeit oder gar am Wurstmachen war und das gefiel den Leuten nicht und der andere konnte manchmal die Sau nicht todbringen weil er einen Fehlstich machte. Es passierte sogar einmal dass eine wieder lebendich wurde als sie schon im Zuber lag zum brähen und als sie kamen mit dem kochenden Wasser, da war die Sau aus dem Zuber heraus und fortgelaufen. Ich wäre auch gerne ein Metzger geworden wenn das Todmachen nicht gewesen wäre.

Jacob oder Jockel?

66

Du bist ein dummer Jockel, so heisst es gleich wenn jemand etwas dummes redet oder macht. Da wohnte in unserem Nachbardorf eine Familie mit einem einzigen Sohn der auch Jacob hies. Als die Eltern nun älter wurden und der Sohn keine Anstalt machte sich zu verheiraten, da nahm ihn der Vater einmal besonders und sagte ihm: "Hör mal Jacob, du wärest doch schon längst alt genug zum Heiraten und deine Mutter wird alt und kann ihre Arbeit bald nicht mehr allein tun; geh doch und such dir eine Frau, damit die Mutter Hilff ins Haus bekommt!" - "Ja Vater, sagt da Jacob, du hast gut sagen, du hast gut Heiraten gehabt, du hast die Mutter geheiratet; aber eine Frau suchen, das ist nicht so leicht!" - Als er nun doch endlich eine gefunden hatte, die aber schon ein Kind im ledigen Stand hatte, das ihr gestorben war; da wollten seine Kameraden ihn auslachen und spotteten: "Oh! die hat ja schon ein Kind gehabt!" Demen antwortete aber der Jacob ganz wohlgenut: "Und wenn sie auch keins gehabt hätte, ich hätt sie doch genommen!"

Der Stadtherr und der Bauer.

Ein Bauer betrachtet ein neu errichtetes Gebäude in der Stadt, da kommt ein Stadtherr daher und sagt zu ihm: "Was guckst da Bauer? Das ist das neue Ehrenhaus für die verrückten Bauern!" Ja, erwiedert der Bauer, han ich mir's doch dacht; denn für d' Stadtherren wär's ja viel z' klein. (zu klein).

Der Professor und sein Diener.

Der Professor ging mit seinem Diener einen Ausflug machen. Er hatte zwei paar Schuhe, das eine paar mit Absätzen, das andre ohne Absätze. In Gedanken zog er nun einen Schuh mit Absatz und einen ohne Absatz an. Als sie eine gute Strecke gelaufen waren, da war der Professor müde mit dem einen Fuss höher als der andre, und er rief seinen Diener und sprach: "Johann, ich kann in diesen Schuhen nicht mehr weiter gehen, lauf schnell heim und hole mir andre Schuhe." Nach langer Zeit kam der Diener wieder zurück, aber ohne Schuhe. Der Professor: "Johann, wo hast du denn die Schuhe?" - "Herr Professor, es kann nichts helfen, denn die daheim sind grad das nämliche wie die wo Sie anhaben!"

In der Sonntagschule.

Die Lehrerin fragte ihre Kinder gewöhnlich in der Sonntagschule: "Habt ihr auch jemand Freude gemacht die Woche hindurch?" Der kleine Fritz war immer still dabei, da fragte ihn die Lehrerin einmal ganz besonders: "Nun Fritz, hast du auch schon jemand Freude gemacht?" Ja, antwortet der Fritz, ich war bei meiner Tante auf Besuch, und als ich wieder heim ging, da war sie froh!"